

**Zeitschrift für Sprache  
in der deutschen Schweiz**

# **SCHWEIZERDEUTSCH**

*1/10*

**Fritz Widmer, «Wo geit  
das hi, wo me vergisst?»**

**Buggele, Chrottepösche  
und Söiblueme**

**«Jugotüütsch»: Formen  
eines Ethnolekts**

## Zeitschrift für Sprache in der deutschen Schweiz 18. Jahrgang Nummer 1 / 2010

### INHALT

<b>Ein Leben für das Schweizerdeutsche</b> Rudolf Trüb (1922–2010)	1
<b>Die «Lau» ist keine Schiltstrasse 21</b> Von Erwin Haas	4
<b>Fritz Widmer, Wo geit das hi, wo me vergisst?</b> Von Werner Marti	5
<b>Ein Lob auf den Dialekt in der Schule</b> Von Alfred Vogel	7
<b>Kanton Zürich: «Ja zur Mundart im Kindergarten» «S Beschte wos je hets gits» – oder wenn sich Schweizerdeutsch und Migrationssprachen treffen</b> Von Stephan Schmid, Fabienne Tissot und Ester Galliker	9
<b>Heinrich Lüsey, BühelstraÙe • Buelstraass</b> Von Alfred Vogel	11
<b>Buggele, Chrottepösche und Söiblueme</b> Von Ruedi Schwarzenbach	15
<b>Ein Wörterbuch, das von Leben strotzt</b> Von Alfred Egli	18
<b>Viktor Schobinger, Di Grooss Revoluzioon</b> Von Jürg Bleiker	22
<b>Vreni Weber-Thommen, Mit em Bajonett im Bett</b> Von Jürg Bleiker	25
<b>edgar euel</b>	26
<b>Gürbetaler Liebhaberbühne: Anne Bäbi Jowäger</b> Von Gabriele Bruckmann	27
<b>Richard Ehrensperger erzählt</b> Von Gabriele Bruckmann	28
<b>Das Kreuzwörtätsel</b>	29
<b>Abonnementsbestellung</b>	31
	32

### IMPRESSUM

**SCHWEIZERDEUTSCH** setzt die Zeitschrift «Mundart. Forum des Vereins Schweizerdeutsch» fort.

Die Zeitschrift wird ergänzt durch ihre Webseite [www.zeitschriftschweizerdeutsch.ch](http://www.zeitschriftschweizerdeutsch.ch)

#### Herausgeber

Verein Schweizerdeutsch, Postfach 111, 8460 Marthalen

#### Redaktionskommission

Helen Christen (hc.)

Beat Dittli (bd.)

Stephan Frech (fr.)

Alfred Vogel (av.)

#### Redaktion

Redaktion SchweizerDeutsch

Ruedi Schwarzenbach

Seestrasse 610, 8706 Meilen

Telefon 044 923 09 39

Mail: [ruedi.schwarzenbach@swissonline.ch](mailto:ruedi.schwarzenbach@swissonline.ch)

#### Vertrieb, Abonnemente, Probehefte

Susanne Rufener

Hertigässli 49, 3800 Matten

Telefon 033 822 46 49

Mail: [rufener.07@bluewin.ch](mailto:rufener.07@bluewin.ch)

Erscheint dreimal jährlich

Einzelheft 9 Franken

Jahresabonnement 27 Franken

Postkonto 80-11147-6

Bestellformular Seite 32

Anzeigen: auf Anfrage bei der Redaktion

Layoutkonzept: Guido Widmer, Zürich

Druck: Druckerei W. Haderer, Unterengstringen

Mit Förderung des

**MIGROS**  
kulturprozent

ISSN 1663-2338



# Ein Leben für das Schweizerdeutsche

**RUDOLF TRÜB 1922–2010**

**Explorator und Gestalter des Sprachatlases der deutschen Schweiz  
Redaktor am Schweizerischen Idiotikon  
Obmann des Bundes Schwyzertütsch 1972–1987, Ehrenmitglied  
Ehrendoktor der Universität Bern**

Von Ruedi Schwarzenbach

*«Im Lauf meines Studiums und angeregt von meinem Doktorvater Hotzenköcherle sah ich immer besser, auf welchem Gebiet ich meine Talente einsetzen könne: in der Erforschung der schweizerdeutschen Dialekte und in der Verbreitung des entsprechenden Wissens in Form von Büchern, Aufsätzen, Vorträgen usw., aber auch in der praktischen Pflege der schweizerdeutschen Mundarten.»*

Als Rudolf Trüb diese Sätze vor ein paar Jahren in seinem Lebensrückblick festhielt, durfte er es in der Gewissheit tun, aufs schönste erreicht zu haben, was er sich seinerzeit zum Ziel gesetzt hatte.

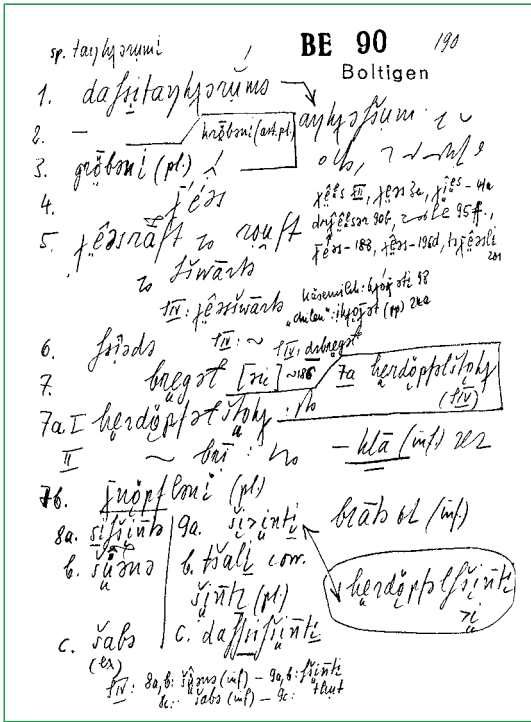
«Mein Leben hat sich zwischen dem Glarnerland mit seinen steilen Bergen und dem Zürichbiet mit seinem schönen See abgespielt: zwischen Ennenda, Zürich und Zollikon». Seine wissenschaftliche Biographie liest sich wie eine Geschichte der schweizerdeutschen Mundartforschung in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts.

Rudolf Trübs Dissertation galt einem Gebiet, in dem ein anderer Glarner 1876 zum ersten Mal die neue Methode der Phonologie an einem Dialekt erprobte: Jost Winteler stellte die *Kerenzer Mundart des Kantons Glarus in ihren Grundzügen* dar. Trübs Werk wandte sich 75 Jahre später dem ganzen Sprachraum zwischen Amden/Weesen und Mels/Weisstannen zu. Unter dem Titel *Die Sprachlandschaft Walensee-Seeztal* entstand ein *Beitrag zur Sprach- und Kulturgeographie der Ostschweiz*, der die vielfältig gegliederten Dialekte dieser Sprach-

landschaft zu den topographischen, verkehrsgeographischen und wirtschaftlichen Gegebenheiten und ihrer geschichtlichen Entwicklung in Beziehung setzte. Das Buch erschien in der wegweisenden Reihe der *Beiträge zur schweizerdeutschen Mundartforschung* seines Lehrers Rudolf Hotzenköcherle und wurde mit seiner konsequent sprachgeographischen Ausrichtung zu einem neuen Markstein in der Forschungsgeschichte.

Lange Militärdienste erschwerten in jenen Kriegsjahren das Studium. Auch die wichtigen Verbindungen zur internationalen Forschung waren beeinträchtigt oder abgebrochen, so dass Rudolf Trüb gleich nach seiner Promotion für ein Weiterbildungssemester nach Marburg reiste, wo er sich in den *Deutschen Wortatlas* einarbeitete.

Ein Glücksfall, dass er anschliessend den ersten Explorator des Sprachatlases der deutschen Schweiz (SDS) ablösen und die Feldaufnahmen an 150 Orten, vorwiegend in den Bergkantonen, übernehmen konnte: eine Aufgabe, die seiner Einfühlungsgabe, seiner Objektivität und seinem Durchhaltevermö-



Sprachatlas der deutschen Schweiz: Dialektaufnahme in Boltigen im Simmental, notiert von Rudolf Trüb. Fragebuch S. 190. Auf [www.zeitschriftschweizerdeutsch.ch](http://www.zeitschriftschweizerdeutsch.ch) findet sich eine grössere Abbildung mit Nachweisen und Erläuterungen.

gen in idealer Weise entsprach. Das Beispiel eines Protokollblatts illustriert, was vom Explorator abverlangt wurde. In vier, fünf Tagen, oft bis in den Abend hinein, führte er an einem Ort (hier in Boltigen im Simmental) die vom Fragebuch vorstrukturierten Gespräche mit den Gewährsleuten und notierte mit spitzem Bleistift und in ausgeklügelter Umschrift nicht nur die direkten Antworten auf die Fragen, sondern auch sogenanntes Spontanmaterial. Rund 250 solcher Seiten schickte er jeweils nach Abschluss der Arbeit nach Zürich, die Durchschriften nach Bern.

«Die Aufnahmen erforderten von uns Exploratoren einen sehr hohen Einsatz körperlicher, seelischer und geistiger Kräfte, aber das Bewusstsein, eine wertvolle, einmalige Arbeit zu leisten, und die meist grosse Aufgeschlossenheit der Gewährsleute wie auch die ständige Unterstützung durch die Aufnahmeleiter

in Zürich bzw. Bern und durch unsere Angehörigen halfen uns immer wieder über alle Strapazen hinweg» (SDS Abschlussband 2003, Seite 9).

1958 waren die über 600 Aufnahmen abgeschlossen. Auch an den ergänzenden Tonaufnahmen, die heute über das Phonogrammarchiv der Universität Zürich zugänglich sind, war Rudolf Trüb massgeblich beteiligt.

Bevor 1962 der erste der acht ebenso grossen wie gewichtigen Kartenbände erscheinen konnte, stellte sich Rudolf Trüb zusammen mit Rudolf Hotzenköcherle und dem Grafiker Erwin Zimmerli der anspruchsvollsten Herausforderung des Unternehmens, nämlich der Art und Weise, wie die im Feld erhobenen Daten in Karten- und Textform veröffentlicht werden sollten. Das Ergebnis ist eine flexible Kombination von Symbolkarten mit Textelementen, welche das Schwergewicht auf die Präsentation der Belege und Befunde beschränkt und nur sehr zurückhaltend deutet. Sie überlässt es «der Forschung», sie zu lesen und zu diskutieren. Sicher mahnte auch die Erfahrung zur Vorsicht. Wie pflegte Trüb doch auf erwartungsvolle Fragen zu reagieren, ob denn diese oder jene Deutung nicht auf der Hand liege? «Es könnte ja sein, es gibt sicher Anhaltspunkte dafür, aber ...»

1976 starb Rudolf Hotzenköcherle, der Begründer und Leiter des Unternehmens. Rudolf Trüb übernahm zusammen mit seinen Mitarbeitern und seiner Gattin weit über die Altersgrenze hinaus die Weiterführung und brachte das Werk mit dem letzten Kartenband von 1997 und dem Abschlussband von 2003 zu einem abgerundeten Ende. Als Grundlagenwerk der schweizerdeutschen Mundartforschung hat der SDS weit über die Landesgrenzen hinaus höchste wissenschaftliche Anerkennung gefunden. Die Universität Bern hat dieses wissenschaftliche Lebenswerk mit dem Ehrendoktor gewürdigt.

Neben der Arbeit am Sprachatlas gehörte Rudolf Trüb 30 Jahre lang mit einem Teilpensum zum Redaktionskollegium des «Idiotikons», des grossen Schweizerdeutschen Wörterbuchs. Im Unterschied zum Sprachatlas lag das Gewicht hier auf der lexi-

kographischen Sicht, hier galt es nicht den räumlichen, sondern den zeitlichen Verhältnissen und Entwicklungen nachzuspüren. Die Beiträge, die R.T. verfasst hat, sind in den Bänden 13 und 14 zu finden. Neben umfangreichen Wortgruppen wie *Tanz* oder *Tor* gibt es da auch den kleinen Artikel über *trüeb*, in dem Rudolf Trüb die frühesten Zeugnisse für die Träger seines Familiennamens anführt, darunter aus dem Jahr 1450 einen *Rüetschy Trüb* aus Maur.

Zum Abschied vom Idiotikon hielt Rudolf Trüb einen Vortrag über das Verhältnis des grossen zu den kleineren schweizerdeutschen Wörterbüchern, denen er im Hinblick auf eine «Lexikographie als Daueraufgabe» grosse Bedeutung zumass. Er selber hat mit der überarbeiteten dritten Fassung des *Zürichdeutschen Wörterbuchs* (1983) und mit dem *Simmentaler Wortschatz* (1991, zusammen mit Armin Bratschi und Lily Trüb) wichtige Beiträge dazu geleistet. Sie erschienen in der Reihe der *Grammatiken und Wörterbücher des Schweizerdeutschen in allgemeinverständlicher Darstellung* des Vereins Schweizerdeutsch.

Als Anreger und Betreuer dieser Reihe wollte Rudolf Trüb die Brücke zurück von der Forschung ins Sprachleben schlagen, zurück zu den Leuten, deren Dialekte er untersuchte. Seine Ansprüche an diese Nachschlagewerke waren gross, denn sie sollten bei aller Allgemeinverständlichkeit wissenschaftlich zuverlässig bleiben. Wo es um die Systematik, die Schreibung und den Druck ging, stellte er strenge Ansprüche, ganz der Sache verpflichtet. Eine Vorstellung davon vermittelt das Textbeispiel *wetze* aus dem Simmentaler Wörterbuch, in dem die Mundartschreibung nach Eugen Dieth rechte Anforderungen an den Leser stellt – und zugleich zeigt, dass Mundartforschung alles andere als eine trockene Materie ist ...

Rudolf Trüb wurde 1983, zusammen mit seiner Frau Lily, Ehrenmitglied der Gruppe Zürich des Bunds Schwyzertütsch. 1992 ist er zum Ehrenmitglied des Vereins Schweizerdeutsch (vorher Bund Schwyzertütsch) ernannt worden, dem er von 1962 bis 1987, also ein Vierteljahrhundert lang, als Obmann vorgestanden hatte. Mit dieser Aufgabe verbunden war die Redaktion des vierteljährlichen Mitteilungsblatts SCHWEIZERDEUTSCH, der Vorläuferin unserer heutigen Zeitschrift. «Das alles vollbrachte Dr. Trüb neben seinem Vollamt als Redaktor am Idiotikon und am Schweizerdeutschen Sprachatlas, einfach aus der Überzeugung, das sei die Pflicht eines rechten «Bundes-Obmanns», schrieb Paul Kamer zu seinem Abschied. «Wir danken ihm auch hier für seinen jederzeit hilfsbereiten, zielstrebigem Einsatz. Für sein Vorbild heiteren Dienens an der Sache und – über sie hinaus – am Menschen.» ■

Grammatiken und Wörterbücher des Schweizerdeutschen in allgemeinverständlicher Darstellung, betreut vom Verein Schweizerdeutsch, vormals Bund Schwyzertütsch.

Band XII

## Simmentaler Wortschatz

Wörterbuch der Mundart des Simmentals

Von Armin Bratschi und Rudolf Trüb, unter Mitarbeit von Lily Trüb. Thun 1991

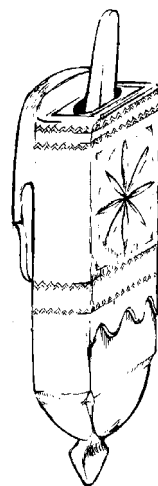


Abb. 51  
Wetzstüf  
(Exemplar A. Bratschi)  
28 cm hoch  
aus einem Stück Holz,  
Kerbschnittverzierung,  
oben wegnehmbarer Ring,  
der den Wetzstein festhält  
und das Hinausspritzen  
des Wassers verhindert

**wetze** *wetzen*, *schärfen*, z. B. *eine Sense*.

Hescht gwetzt? **düür**-durscheuern. Mit dem Hin-ü-haar-Äärschige wetzischt düü ds Hosefüdlüch düür. – **Wetzstii** m. *Wetzstein*, für *Sensen* und andere *Schneidewerkzeuge*. Zümene guete Méejer ü zü-n-ere guete Seese ghört och e gueta Wetzstii. –**fass** s. *Wetzsteinbehälter*, meist aus *Holz* (Abb. 51), selten aus *Horn*, neu aus *Blech* oder *Aluminium* (SDS). Süm heeche ds Wetzstüfäss händerna à Méejgürtel, süm voor ü süm üf der Site.

*Für die Bauern stiften die Flurnamen Identität. Und die möchten sie auch gerne an ihre Kinder weitergeben.*

**Erwin Haas**

## **Die «Lau» ist keine Schiltstrasse 21**

Sie heissen Betschart, Immoos oder Deck, und ihre Häuser tragen Namen wie Rüti, Ried, Husmattli oder Dümlen. Das war in Morschach SZ hoch über dem Urnersee seit Jahrhunderten so, und es wäre niemandem in den Sinn gekommen, an dieser vertrauten Ordnung zu rütteln. Bis im letzten September der Gemeinderat kam und sagte, mit den Flurnamen sei es vorbei. Die Gemeinde müsse die Adressen im Auftrag des Bundes systematisieren und mit Strassennamen und Nummern versehen. Jedes Haus müsse eindeutig identifizierbar sein.

Das löste bei den Bauern in ihren verstreuten Gehöften einen Sturm der Entrüstung aus. Nicht weil sie nicht schlucken wollen, was sie nicht kennen. Doch die Namen ihrer Heimat sind ihnen über Generationen derart ans Herz gewachsen, dass sie sich für sie wehren. Was ist das für eine Welt, in der die poetische «Lau» am einstigen Lawinengang plötzlich den profanen Namen Schiltstrasse 21 trägt? Eine Zwängerei sei das, sagten die Bauern. Für sie stiften die Flurnamen Identität. Die möchten sie auch gern an ihre Kinder und Kindeskindern weitergeben – zumal ein Name die Menschen oft eng mit ihrer örtlichen Herkunft verknüpft. So wird in Morschach einer Dümli-Franz genannt, auch wenn er anders heisst, aber dort wohnt, und den Greischi-Wysi gibts auch. Sogar ein Familienname wie Schilter leitet sich vom Wohnort Schilt ab.

In Morschach leben gut 900 Menschen. Man kennt sich. Die Pöstlerin trägt die Pakete im Nebenjob mit ihrem roten Subaru Justy aus. Das Telefonbuch listet rund 360 Adressen auf. Etwa 100 Häuser sind ungleich jenen im Dorfkern nicht nummeriert. Der Bund verlange flächendeckend offizielle Adressen, damit sich Sanität, Feuerwehr und ortsunkundige Zulieferer zurechtfinden und die Dorfkarte mit Navigations- und Geodatensystemen kompatibel sei. Auch bei der Onlinebestellung bei Versandhäusern geht ohne Hausnummer oft nichts.

Noch habe Morschach eine Ortsfeuerwehr, sagt Gemeinbeschreiber Michel Amrein. Das bleibe aber vielleicht nicht so, und wenn die Feuerwehr dereinst von Schwyz heraufkäme, wüssten die Löschleute ohne klare Ordnung nicht wohin. Nur abgelegene Weiler wie Hetzig und Tannen dürften ihre Adressen behalten – mit Nummern.

Die Argumente der Gemeinderäte, die rechtlich gesehen am längeren Hebel sitzen, perlen an den Bauern ab wie Wasser am Schillerstein. Sie hatten im Nu 70 Unterschriften zusammen, um den Bürokraten die Stirn zu bieten. Auch die Kulturgruppe Morschach schaltete sich ein. Die Bauernhöfe seien seit Menschengedenken unter ihren Flurnamen bekannt und würden auch in allen amtlichen Schriftstücken und im Grundbuch so genannt. Neue Adressierungen würden jahrhundertealtes Kulturgut verdrängen. Einige Bauern schrieben die Namen ihrer Höfe aus Protest gross auf Leintücher und hängten sie an die Fassaden. Und dem Gemeinderat, in dem halt auch ein paar Neuzuzüger sitzen, warfen sie mangelnde Volksnähe vor.

Die Behörde hat sich nichts vorzuwerfen. Sie band die betroffene Bevölkerung von Anfang an in eine Mitwirkungsgruppe ein. Doch gegen den Unwillen der Ureinheimischen kommt sie nicht an – auch nicht mit der kürzlich getroffenen salomonischen Entscheidung, den Bauern die Flurnamen zu lassen, diese aber mit Strassennamen und einer Hausnummer zu ergänzen. Sie würden jetzt das Schreiben der Gemeinde abwarten und dann nochmals zusammensitzen, sagt Lau-Landwirt Felix Immoos. Doch Strassennamen wollten sie nicht. In Illgau im Muotatal und in Riemenstalden sei es schliesslich auch gegangen: Dort erhielten die Höfe mit Flurnamen zur Verdeutlichung einfach noch eine Zahl.

Aus dem Tages-Anzeiger vom 12. Januar 2010.

Wir danken dem Autor und der Redaktion für das Abdruckrecht.

*Nid vergäbe het er sys Buech mit eme Spruch  
vo syne Ching aafgange:*

**Fritz Widmer**

## **Wo geit das hi, wo me vergisst? Mundarttexte**

Von Werner Marti

Der Fritz Widmer isch leider sit lengerer Zyt chrank, u das het er als Gläheheit gnutzt, für über sich u das, was men ihm Wält seit, noch z sinne. Druus het er e Sammlig vo Gedicht vo däm, was ihn gfröit, ploget un umtribe het, zämegstellt. Si isch so rych, so hintergründig, so gschyd, u doch o wider so heiter u liecht win es Wülchli am Himmel, u das in ere Sproch, wo ds rächte Wort fingt u i Forme, wo me nume stuunet, wi si o i üsi Sproch, üses gägewärtige Bärndütsch, passe.

Nid vergäbe het er sys Buech mit eme Spruch vo syne Ching aafgange *Wo geit das hi, wo me vergisst* un ufghört mit *U was fat dert aa, wo der Himmel ufhört, hinger de letschte Sterne*. U so wi Ching zwar chindlech, aber nid chindisch u vor allem nid hingerhändig rede, so chöme o syner Gedicht derhär: spontan, ehrlich.

Er het zwar scho yteilet u de Gedichtgruppe en Überschrift ggä, aber meischtens touche di glyche Themen wider uuf: d Liebi, d Ching, d Natur, Gedanke über ds Wärde u ds Vergoh, über letschi Froge. Er blybt der Dichter, wo stuunet. D Antwort isch ihm nid so wichtig, wi d Gedanke sälber, wo sech wi ne Schnuer usere Chlungele vo früechere eigene u frömde Gedanke, Erfahrighe u Formulirige uselöse. Un i allem cha me sech lo mittrage u mues nid Angscht ha, me stogli über holperigi Stelle: Der Fritz Widmer het äbe zersch gsunge u das cha me nid, ohni im Takt z blybe. Derzue en Erinnerung us syr u myr Studäntezyt: Scho denn vor bald fünfzig Johr het er üs imene Änglichseminar schottische u irische Volkslieder u Ballade vortreit u se uf syr Gitarre begleitet. U vo dört isch es nid wyt gsi, dass er Lieder u Gedicht vo Dichter us angerne Sproche i sy eigeti ubertreit het. Das cha me aber nume, we me se zersch i sich desumetreit het (z.B. der Bob Dylan usem Amerikanische, der Lars Gustafsson usem Schwedische, der Robert Burns usem Schottische u der Paul Fleming usem Schriftdütsche.) Es het o Übertragige vo Shakespeare-Sonett drinne; aber der Fritz het mer gseit, si sygen ihm echlei frömd worde. U de no öppis Speziells für di Gedicht usem Ängliche: Mit de sogenannte phrasal verbs, Verbindige vo Verbe mit Vor- oder Umstandswörter, chunt men üsem Dialäkt bsungers etgäge, u das nutzt er de o uus. Byspiil

### **Chinderfrage**

Wo geit das hi, wo me vergisst?  
Chunnt's irgendwo wider use  
u cha's de öpper angers bruuche?

U warum  
chan i uswändig schnuufe,  
ou wen i schlafe?

U wie chöme die Lüt eigetlech i mi yne,  
won i znacht i de Tröim gseh?

*Trotz allem: Bhalt dy Muet u gib no nüüt verlore.  
Nimm's aa, was uf di zuechunnt ....*

### **Wohär u wohi?**

I chume, i weis nid wohär,  
i läbe, i weis nid wi lang,  
i fahre, i weis nid wohi,  
's verwungeret mi, dass i so fröhlech bi.

U wüsst i, wohär dass i chume,  
u wär mir dert gseit het: Chasch gah!  
De seit ig ihm Danke für alls, won i sider  
erläbt un erfahre ha.

U wüsst i, wohi dass i fahre  
u was dert alls wartet uf mi,  
de fragt i mi glych, isch das ds Ändi oder  
geit's wyter, no anderswo hi?

Was hätt i dervo, wenn i wüssti  
wiso dass i so fröhlech bi?  
Es längt, dass i mi cha verwundere  
u stuune, drum chan i's la sy.

I chume i weis nid wohär,  
und i bi, i weis nid was,  
i fahre, i weis nid wohi,  
's verwunderet mi, dass i so fröhlech bi.

Fritz Widmer: Wo geit das hi, wo me ver-  
gisst. Mundarttexte, Cosmos Verlag, Muri  
bei Bern 2009. Fr. 29.-  
ISBN-10-3-305-00435-5

usem Song vom Bob Dylan «Don't think twice»: *It don't matter, anyhow – 's chunnt nümme so drufaa* oder später *I'll be gone – bin i druus u dänn.*

Un unerwartet mäldet sech der Bänkelsänger Fritz Widmer sälber, wi i der Schärischlyferballade, wo me ihn grad vor sich gseht mit syr Gitarre, u das Gmisch vo Ärschtem u Vergnüeglichem isch es de o, was alti Lüt, aber o jungi so für ihn ynimmt.

Bi aller Offeheit uf alli Syte, blyb er eine, won e Botschaft het, e Botschaft von ere töiffe Mönschlechkeit, eini vo Wärte, wo mer sö nötig hei; er isch o ufene zarti Art religiös, ohni dogmatisch z wärde. Drum nimmt me das Buech so gärn wider u wider i d Hang. (Un es isch ihm o dra gläge, dass es zersch ume Inhalt geit u nid um Luttröji. Drum bhaltet er der «l», o wenn är ne, wi di meischte Bärner i gwüsse Stellige als «u» usspricht.)

Numen einisch wird er bestimmt, denn won er mit em Fleming zu sich sälber redt:

Trotz allem: Bhalt dy Muet u gib no nüüt verlore.  
Nimm's aa, was uf di zuechunnt

U spöter:

Was chlagt, was rüemt me doch! Es Unglück und es Glück,  
das ligt i jedem sälber. Lue alles gnauer aa,  
merk, was Illusione sy, u de la die la gah.  
U gäb du vorwärts geisch, gang i di sälber zrüg.

Wär Meischter isch ou über sich sälber: Wär das cha,  
däm wird di wyti Wält u alles offestah.

Das isch äbe de o der Fritz Widmer.





Alfred Vogel

## Ein Lob auf den Dialekt in der Schule

**Der folgende Beitrag ist unter den «Analysen» des Zürcher Tages-Anzeigers erschienen und hat einen Nagel auf den Kopf getroffen. Die ungekürzte Fassung findet sich auf unserer Webseite im Dossier «Kindergarten und Schule»**

In Fachkreisen herrscht heute die Meinung vor, in der Schule habe die Mundart nichts zu suchen. Die Schweizer seien zu wenig eloquent, sie stünden den Deutschen in ihrer Ausdrucksfähigkeit hintennach, Schuld daran sei die Schule, so die Auffassung. Daher müsse dort konsequent Hochdeutsch gesprochen werden, nicht nur im Unterricht. Man dürfe das Hochdeutsche auch nicht auf den Schulstoff beschränken und beim Emotionalen und Persönlichen ausklammern, wird argumentiert. Denn genau dadurch komme es in Verruf, eine papierene Sprache zu sein. Mundart zum Trösten, Hochdeutsch zum Erklären, das sei keine gute Aufteilung.

*Es gibt Dinge, die können Schweizer nur auf Mundart. Ein Kind trösten etwa.*

«Scho nööd!», «Gaats na?»

Früher kam es allerdings vor, dass neue Viertklässler in meine Klasse kamen, die bis dahin keinen Satz auf Hochdeutsch gesprochen hatten. Sie wollten sich zuerst weigern, sich im freien Unterrichtsgespräch «der deutschen Sprache zu befeissigen», wie es so schön heisst. Das war natürlich nicht gut. Heute hingegen hat sich die Forderung nach ausschliesslichem Gebrauch des Hochdeutschen weitgehend durchgesetzt, jedenfalls im Unterricht. Warum aber sollen wir eigentlich nicht anerkennen, dass wir Schweizer zwei Sprachen oder besser: zwei Formen der einen Sprache haben? Warum soll es ein Nachteil sein, dass wir zum

Trösten und zum Zeitunglesen verschiedene Sprachen verwenden?

Auch die Deutschen haben eine Umgangssprache und eine Argumentiersprache. Nur dass sie dafür im Gegensatz zu uns dieselbe Lautung verwenden. Was uns hingegen fehlt, wenn wir Hochdeutsch sprechen, ist die hochdeutsche Umgangssprache. Wie sagt man auf Hochdeutsch: «Dänn han i der erscht Gang iegheit, ha d Kupplig schnele laa und han en uhuere Schliirpe grisse»? Unser Mangel an Eloquenz bezieht sich auf die deutsche Alltagssprache. All jene Satzsprengele zum Beispiel, die sich aus dem Zusammenhang ergeben und wo es keine weiteren Wörter braucht, fehlen uns, sobald wir hochdeutsch sprechen: «Scho nööd!», «Gaats na?», «Säb deet!»

Es ist eine wichtige Aufgabe der Schule, dass die Kinder die hochdeutsche Sprache nicht nur zum Lesen und Schreiben, sondern auch im freien Gespräch selbstverständlich beherrschen lernen. Das ist unbestritten. Aber wozu sollen sie eine deutsche Umgangssprache lernen, über welche doch die Lehrenden selber nicht verfügen? Und warum soll es auf Kosten der Mundart gehen? Hochdeutsch wird dann zu einer selbstverständlichen Form der Muttersprache, wenn die Kinder fast unmerklich in sie hineinwachsen. Ausgangspunkt ist die Mundart.

### Deutsch für Fremdsprachige

Der Anteil an Kindern mit fremder Muttersprache ist gross. Daraus wird ebenfalls abgeleitet, es dränge sich ein möglichst früher ausschliesslicher Gebrauch des Hochdeutschen in der Schule und im Kindergarten auf. Man könne diesen Kindern nicht gleichzeitig zwei Formen des Deutschen zumuten.

Aber wir wollen doch, dass sie sich bei uns integrieren, und das geschieht nur, wenn sie die Mundart lernen. In der täglichen Kommunikation, im Lehrbetrieb, in allen zwischenmenschlichen Kontakten ist Schweizerdeutsch unumgänglich. Im Übrigen ist den Kindern durchaus einiges zuzumuten. Unsere sechsjährige Enkeltochter in London spricht mit ihrer Mutter und mit uns Grosseltern Zürcher Dialekt, mit ihrem Vater und ihren an-

*Wann Mundart, wann Hochdeutsch? In dieser Frage muss die zurzeit geltende Lehre revidiert werden.*

dern Grosseltern Holländisch, in der Schule und mit ihren Puppen Englisch und mit dem etwas älteren Nachbarskind Unterschicht-Englisch. Das Wichtigste dabei: dass alle Gesprächspartner eine vollständige Sprache haben und nicht in einer fremden Sprache radebrechen.

Wie ein Radebrechen hört es sich hingegen an, wenn Lehrkräfte hier auf Hochdeutsch Streit schlichten wollen in einer Umgangssprache also, über die sie nicht verfügen («Lass jetzt den Luca sein!»). Wo hätten sie auch diese Sprache lernen sollen?

Wann Mundart, wann Hochdeutsch? In der Frage muss die zurzeit geltende Lehre revidiert werden. Wenn die Schule ihre Ziele erreichen soll, dann muss als erstes Prinzip gelten, dass die Lehrenden authentisch sein dürfen.

### EIN BRIEF

An die  
Kulturkommission des Kantons Bern

Sehr geehrte Damen und Herren,

Sie verstehen, dass bei Liebhabern der Muttersprache deren Verbot als Unterrichtssprache an bernischen Schulen vielerorts Enttäuschung wenn nicht gar ein gewisses Entsetzen auszulösen vermochte.

Als Schriftsteller und Übersetzer aus verschiedenen Sprachen sowohl in die deutsche Sprache wie in unser Bärndütsch wurde mir mit der Zeit immer stärker bewusst, welcher Reichtum mir in meiner Muttersprache zur Verfügung stand. In der Meinung, dass die Sprache eines Volkes zu den wichtigsten Kulturgütern gehört, die ein Volk zu prägen vermögen, scheint mir deren Pflege eine dringende Angelegenheit zu sein. So suchte ich nach Mitteln und Wegen, um vorerst eine breitere Bevölkerung auf den ausserordentlichen Reichtum des Bärndütsch aufmerksam zu machen, und suchte nach Stabreimen, um sie in sinn- und klangverwandte Strophen zu fassen.

In der Hoffnung, dass diese auch in Ihren Ohren, sehr geehrte Damen und Herren, einen heimatlichen Klang auszulösen vermögen, widme ich Ihnen dieses kleine Memorandum und grüsse Sie hochachtend:

Ihr H.U. Schwaar

H. U. Schwaar, Rychs Bärndütsch. Gschribe wi me redt.  
Trubschachen 2010, Landverlag. ISBN 978-3-9523520-5-2.

## KANTON ZÜRICH

# «JA ZUR MUNDART IM KINDERGARTEN»

## INITIATIVE UND GEGENVORSCHLAG

Mit gegen 12 000 Unterschriften reichten Kantonsrat Thomas Ziegler und Gabi Fink im November 2008 die Initiative «Ja zur Mundart im Kindergarten» ein. Sie verlangt, dass unsere Mundart, die Teil unserer Kultur ist, als dominierende Unterrichtssprache wenigstens im Kindergarten einen Platz im Bildungswesen behält.

Unter Ausnützung der gebotenen Fristen – die Initiative muss spätestens im Herbst 2010 vors Volk – unterbreitet die Regierung dem Kantonsrat einen Gegenvorschlag, den sie am 18. März 2010 veröffentlicht hat. Er will die seit 2008 geltende Lehrplanbestimmung ins Volksschulgesetz übernehmen.

### INITIATIVE

§ 24 des Volksschulgesetzes wird wie folgt geändert:  
**Unterrichtssprache in den ersten beiden Jahren nach der Einschulung (Kindergartenstufe) ist grundsätzlich die Mundart, ab dem dritten Jahr (Primar- und Sekundarstufe) grundsätzlich die Standardsprache.**

#### Begründung:

Neu muss auch im Kindergarten in einem erheblichen Umfange Standardsprache gesprochen werden. Damit ein sinnvoller, altersgerechter Spracherwerb sichergestellt wird, soll nach den Vorstellungen der Initianten aber wie bisher im ersten Jahr kein Unterricht in Standardsprache erfolgen, und im zweiten Jahr nur in geringem Masse. So behält auch die Mundart, wichtiger Teil unserer Kultur und Identität, weiterhin den ihr gebührenden Platz im Bildungswesen. Und hier aufwachsende Kinder aus fremdsprachigem Milieu können sich dank der Mundart besser integrieren.

Der Regierungsrat beantragt dem Kantonsrat, die Volksinitiative «Ja zur Mundart im Kindergarten» den Stimmberechtigten zur Ablehnung zu empfehlen. Stattdessen hat die Regierung einen Gegenvorschlag zur Initiative ausgearbeitet, der den Kindergärtnerinnen und Kindergärtnern mehr Handlungsspielraum lässt. Auf der Kindergartenstufe soll der Unterricht während mindestens einem Drittel der Zeit in Mundart und während mindestens einem Drittel in Hochdeutsch stattfinden. Es ist den Kindergärten damit freigestellt, den Unterricht zu zwei Dritteln in Mundart oder in Hochdeutsch durchzuführen.

Die Volksinitiative «Ja zur Mundart im Kindergarten» verlangt, dass die Unterrichtssprache in den ersten beiden Kindergartenjahren grundsätzlich Mundart ist. Ab der ersten Klasse der Primarschule und auf der Sekundarstufe soll wie bisher Hochdeutsch als Unterrichtssprache verwendet werden. Der Gegenvorschlag des Regierungsrates will die Regelung, wie sie seit 2008 im Lehrplan für den Kindergarten verankert ist, im Volksschulgesetz festschreiben: Auf der Kindergartenstufe findet der Unterricht während mindestens einem Drittel der Zeit in Mundart und während mindestens einem Drittel in Hochdeutsch statt. Es ist damit an den Kindergarten-Lehrpersonen zu entscheiden, ob der

Unterricht mehrheitlich in Mundart oder in Hochdeutsch stattfindet. Der Gegenvorschlag kommt dem Anliegen der Initiantinnen und Initianten insofern entgegen, als ein Mindestanteil Mundart auf Kindergartenstufe im Gesetz festgeschrieben wird. Auf der Primar- und Sekundarstufe bleibt Hochdeutsch die Unterrichtssprache.

### **Guten Start in die Primarschule ermöglichen**

Sprachliche Förderung ist eines der wichtigsten Ziele in den zwei Kindergartenjahren. Mit dem Eintritt in die Primarstufe wird Hochdeutsch zur allgemeinen Unterrichtssprache. Es ist deshalb wichtig, dass sich die Kinder bereits auf der Kindergartenstufe damit vertraut machen können, ohne dass die Pflege der Mundart vernachlässigt wird. Damit wird den Kindern ein guter Start in die Schule ermöglicht. Die Erfahrung zeigt, dass Kinder sowohl an der Mundart als auch am Hochdeutsch Freude haben.

LESERFORUM Tages-Anzeiger vom 20. März 2010  
Hochdeutsch im Kindergarten

### **Bibeli sind keine Pipelchen**

Als in der Schweiz aufgewachsene, Mundart sprechende Deutsche verwende ich auch im Hochdeutschen problemlos Begriffe wie «Ferien» (statt Urlaub), kaufe «Billette» (statt Fahrkarten) und «parkiere» (statt parke) mein «Velo» (statt Fahrrad). Mit unseren Kindern sprechen wir zu Hause hochdeutsch und englisch, im Kontakt mit Dritten ist bei unsern Kindern Schweizerdeutsch die Regel. So weit – so gut. Dass unser erstes Kind aber in ihrem in vieler Hinsicht ausgezeichneten Kindergarten mit einer Standardsprache konfrontiert wird, die Küken («Bibeli») als Pipelchen (hochdeutsch für Läuse!) bezeichnet, Puzzles als «Putslis» und zu Ermahnungen führt wie «Kinder, nicht gageln!», wenn ein Kind auf seinem Stuhl herumhampelt, verblüfft mich jeden Tag aufs Neue. Daher unterstütze ich die Volksinitiative «Ja zur Mundart im Kindergarten».

### **«GEGENVORSCHLAG» ZUR MUNDARTINITIATIVE INAKZEPTABEL**

**Stellungnahme der Initianten vom 18. März 2010**

Der vom Regierungsrat präsentierte «Gegenvorschlag», für dessen «Erarbeitung» er volle 1½ Jahre brauchte, zementiert die neue, seit einem Jahr bestehende, aus unserer Sicht unbefriedigende Situation. Damit setzt der Regierungsrat voll auf eine Verzögerungstaktik, weil er mit einem Gegenvorschlag erreichen kann, dass die Abstimmung um ein weiteres Jahr verschoben wird.

Der «Gegenvorschlag» hält daran fest, dass im Kindergarten, bzw. in den ersten beiden Jahren der Volksschule, mit 4- bis 6-jährigen Kindern bis zu zwei Dritteln hochdeutsch gesprochen wird. Das bedeutet eine praktisch vollständige Verdrängung unserer Beziehungssprache, die Teil unserer Kultur und Identität ist, aus dem gesamten Bildungswesen. Die vom Regierungsrat vorgesehene Lösung führt zu einem Durcheinander, das zu Lasten unserer Dialekte und eines sauberen Spracherwerbs geht, denn dieser ist mit 4 Jahren auch für unsere schweizerischen Kinder noch längst nicht abgeschlossen. Für die Sozialisation unserer Kindergartenkinder ist der Gebrauch der den Kindergärtnerinnen und Kindern vertrauten Mundart und Muttersprache nicht nur natürlich, sondern auch zielführender.

Nur eine Lösung, die im zweiten Kindergartenjahr in einzelnen Hochdeutsch-Sequenzen auf den Schulunterricht vorbereitet, wäre sinnvoll und akzeptabel. Der jetzige Vorschlag wird aber das überparteiliche Initiativkomitee kaum bewegen, den Rückzug seines Begehrens, hinter dem namhafte Organisationen und Parteien stehen, in Erwägung zu ziehen.

# «S Beschte vos je hets gits» – oder wenn sich Schweizerdeutsch und Migrationssprachen treffen

Von Stephan Schmid, Fabienne Tissot und Esther Galliker\*

**Was salopp als «Jugodeutsch» oder ähnlich etikettiert wird, gehört sprachwissenschaftlich zum Begriff der «Ethnolekte». An der grossen Zürcher Dialektologentagung im letzten Herbst berichtete eine Forschungsgruppe des Phonetischen Laboratoriums der Universität Zürich so anschaulich über Methode und Ergebnisse ihrer aktuellen Untersuchungen, dass wir sie um einen Beitrag in unserer Zeitschrift gebeten haben. Er wird durch eine Online-Fassung auf der Webseite [www.zeitschrift-schweizerdeutsch.ch](http://www.zeitschrift-schweizerdeutsch.ch) ergänzt, die es auch erlaubt, die Original-Tonbeispiele mitzuhören.**

«S Beschte vos je hets gits» ist das Jugendwort des Jahres 2009. Ist dies nun eher zum Schmunzeln, oder müsste man sich wie die Neue Zürcher Zeitung 2005 besorgt fragen: «Warum reden Schweizer Jugendliche, als wären sie Immigrantenkinder?» Die Rede ist von einem aus mehreren Immigrationsländern bekannten Sprachkontaktphänomen, das in der Linguistik meist als «Ethnolekt» bezeichnet wird und welchem das International Journal of Bilingualism 2008 eine thematische Nummer gewidmet hat. Die jeweiligen Bezeichnungen (Türkendeutsch, Moroccan Flavoured Dutch, Rinkeby svenska, Kebab-norsk) implizieren, dass es sich um relativ homogene ethnische Gruppen (Türken, Marokkaner) handelt, welche einen Ethnolekt sprechen, oder sie verweisen auf Orte, an denen so gesprochen wird (dem schwedischen Rinkeby) sowie auf Klischees und Stereotype (Kebab). Die Schwierigkeit bei der Benennung weist bereits auf die Komplexität des Phänomens hin; es sind nämlich in der Regel nicht nur mehrere Migrationssprachen, die den Sprachgebrauch beeinflussen, auch die Me-

dien prägen die Sprechweisen und das Sprechen über diese «Ethnolekte» massgeblich.

Dass auch in der Deutschschweiz Ethnolekte entstanden sind, erstaunt eigentlich nicht. So hält Ruedi Schwarzenbach im ersten Heft von Schweizerdeutsch fest, dass in der Schweiz Serbisch/Kroatisch und Albanisch nach den drei grossen Landesprachen die am häufigsten gesprochenen Muttersprachen sind, und in der gleichen Nummer erwähnt Franz Hohler ja auch den «Balkanslang». Allerdings steht hierzulande die diesbezügliche Forschung erst am Anfang, sodass wir zunächst einmal die soziolinguistischen Grundfragen stellen müssen: Wer spricht eigentlich welche Sprache wie und wann, mit wem, unter welchen sozialen Umständen und mit welchen Absichten und Konsequenzen?

In diesem Beitrag soll deshalb eine erste Beschreibung und Kategorisierung der beobachteten Sprachphänomene erfolgen, wobei wir uns an der von Peter Auer vorgeschlagenen Einteilung in primäre, sekundäre und tertiäre Ethnolekte orientieren.

## Primärer Ethnolekt

Der primäre Ethnolekt wird von Jugendlichen mit Migrationshintergrund gesprochen, wobei verschiedene Merkmale auf allen sprachlichen Ebenen (Aussprache, Grammatik, Wortschatz, Gesprächsformeln) oft gemeinsam auftreten. In einem gewissen Sinne können wir hier von «Fehlern» sprechen, die auf einen unvollständigen Zweitspracherwerb hinweisen. In der Grammatik bemerkt man etwa einen abweichenden Gebrauch von Genus und Kasus («de Kaabel», «sii mues mich aalüüte») oder es werden Funktionswörter wie Artikel und Präpositionen einfach weggelassen («ich wundere mich wie si

*«Nach Lust und Laune werden einzelne Bausteine aus den unterschiedlichsten Texten und Gesprächen übernommen, in die eigenen eingebaut und sehr oft auch abgeändert. In einer sprachlichen Bastelei – der Bricolage – kreieren die Jugendlichen einen eigenen sprachlichen Stil.»*

Lehr überchoo hät», «ich bi Bahnhof»). So auffällig solche «Grammatikverstösse» sind: sie bilden nicht das häufigste Merkmal von primären Ethnolekten, sondern gehören eher zu einer «lässigen» Art des Sprechens und treten in formalen Situationen kaum auf. Manchmal handelt es sich ganz einfach um Versprecher, die teilweise sogar bewusst aus Blödelei entstehen; schliesslich wurde die Originalaussage «S Beschte wo je hets gits» in einer Diskothek von einem Jugendlichen in euphorischem (und vielleicht auch angeheitertem Zustand) gemacht.

Systematischer manifestiert sich der primäre Ethnolekt wohl auf der Ebene der Aussprache, wo er auf einige phonetische Besonderheiten des Schweizerdeutschen hinweist. Im Gegensatz zu den meisten europäischen Sprachen wird in unseren Dialekten ja nicht zwischen einem stimmlosen «p» und einem stimmhaften «b» unterschieden, sondern zwischen einem starken «p» und einem schwachen «b»; auch «b» ist stimmlos. Typisch für die Aussprache ausländischer Jugendlicher ist gerade die konsequente Stimmhaftigkeit dieser Konsonanten (zum Beispiel im Satz «zum Glück wäisch gömmer nach London»). Ein weiteres Merkmal schweizerdeutscher Phonetik ist das «Verschleifen» von Konsonanten, wenn zwei Wörter aufeinandertreffen: während man in herkömmlichem Schweizerdeutsch also «pfrau» sagt für «t Frau», unterbleiben solche Anpassungen im primären Ethnolekt meistens (zum Beispiel im Nebensatz «dass si nöd chömed»).

### **Sekundärer Ethnolekt**

«S beschte wo s je hets gits» bringt die Leute zum Lachen, und so ist es nicht erstaunlich, dass Komiker solche sprachlichen Verdrehungen aufnehmen und

in ihre Produktionen einbauen. Aus dieser Stilisierung entsteht so ein sekundärer Ethnolekt, der einige wenige typische Merkmale des primären Ethnolekts nachahmt und sie durch Übertreibung ad absurdum führt. Die so kreierten Figuren sprechen dann mit sehr stimmhaftem «b» und «g» («ganz genau»); sie lassen keine Konsonanten miteinander verschmelzen, sondern sprechen im Gegenteil in einer Art Staccato-Rhythmus. Ihre Sätze haben andere Kasus, eine andere Wortstellung und lassen Artikel weg; so sagt Sputim: «Unterbrich mir nid ..., wil ich nime Stock und schlage dini Frässe».

Solche fiktiven Charaktere werden übrigens nicht nur von Schweizer Berufshumoristen erfunden und am Fernsehen oder auf Bühnen inszeniert. Es sind gerade die «Secondos» selbst, die sich einen Spass am «Dubben» machen, indem sie Filmausschnitte mit einem abgewandelten Text synchronisieren und ins Netz stellen. Auf dem Internetportal «Youtube» kann man zum Beispiel den australischen Schauspieler Julian McMahon in der Rolle von «Sputim» sehen – einer Kultfigur, die in Albanisch gefärbtem Winterthurer Dialekt spricht. Typisch für Sputims Aussprache ist der mit zurückgebogener Zunge gebildete r-Laut des Albanischen.

### **Tertiärer Ethnolekt**

Als dritte Gebrauchsweise tritt der tertiäre Ethnolekt auf. Dabei handelt es sich um einen Sprachstil – und meistens auch um ein Sprachspiel – von Jugendlichen ohne Migrationshintergrund, wobei «Jugendliche» hier ein sehr dehnbare Begriff ist. Zum Spass wird der in der Regel aus den Medien bekannte sekundäre Ethnolekt zitiert oder nachgeahmt, manchmal auch der (vor allem in städtischen Gebieten

*«... unterhalten sie sich in gelöster Stimmung auf spassige Weise und liefern sich kleine sprachliche Machtkämpfe in ihrem Freundeskreis. In diesen gewinnt, wer am souveränsten, schnellsten und gekonntesten zitiert, verfremdet, karikiert und kontert.»*

prestigeträchtige) primäre Ethnolekt ausländischer Jugendlicher.

Und so treten bei einer gewissen Sprechweise Schweizer Jugendlicher Elemente aus dem primären sowie aus dem sekundären Ethnolekt auf allen sprachlichen Ebenen auf, auch hier meist in etwas übertriebener Form und Häufigkeit. Dabei werden entweder einzelne Merkmale aus den Quellen isoliert und in die eigene Sprechweise eingebaut oder ganze Versatzstücke komplett übernommen und praktisch 1:1 zitiert. Die in der Folge aufgeführten Beispiele stammen aus den Materialien eines Nationalfonds-Projekts über Jugendsprache (vgl. [www.jugendsprache.ch](http://www.jugendsprache.ch)) und wurden von Nidwaldner Jugendlichen geäußert, die ohne Zweifel auch das Winterthurer Sputim-Video kennen und für ihre Sprachspiele weiterverwenden.

Lautlich fällt beispielsweise auch hier der mit zurückgebogener Zunge gebildete r-Laut aus dem Albanischen auf, der beliebig in diverse Wörter eingebaut wird: «figgerei», «mir». Dasselbe lässt sich für die bereits beschriebenen stimmhaften Konsonanten beobachten, so wird der Ausdruck «gaanz genau» als solcher übernommen und die Konsonanten am Wortanfang fast übertrieben stimmhaft ausgesprochen. Das stimmhafte «g» wird aber auch in neue Wörter eingebaut wie z.B. in «dj göli». Der erwähnte Staccato-Rhythmus und Eigenheiten der Intonation werden ebenfalls auf neue Phrasen übertragen «ich cha nüd defür wenn du bsuffä bjsch maann hey».

Besonders augenfällig sind natürlich lexikalische oder phraseologische Entlehnungen wie das von Schweizer Jugendlichen häufig verwendete albanische «ta qi[fsha] nënën», auf dessen Gehalt (Mut-

ter- respektive Ehrbeleidigung) an dieser Stelle nicht genauer eingegangen werden soll. Es bleibt jedoch anzufügen, dass auf diese Weise indirekt auch neue kulturelle Elemente in die Welt der Jugendlichen einfließen. Diese verlieren dabei wohl aber ihren ursprünglichen Wert und lösen sich im neuen Kontext in den humoristischen Sprachspielen auf. Auf grammatikalischer Ebene werden auch im tertiären Ethnolekt Fallfehler und Genusveränderungen eingebaut: «muesch mir nid afigge», «wo isch de musig?».

Wahrscheinlich ist es besonders dieses Verfahren, welches gesellschaftliche Ängste um die sprachliche Kompetenz und Integrität Schweizer Jugendlicher schürt – eine wohl etwas übertriebene Angst, solange das Verfahren von den Jugendlichen mehr oder weniger bewusst als stilistische Variation in einem breiten Spektrum verschiedener Sprechweisen eingesetzt wird; man kann dies durchaus auch als Ausdruck einer gewissen metasprachlichen und soziolinguistischen Kompetenz betrachten. Das trifft natürlich ebenso für die Übernahme lautlicher Elemente zu und für eine weitere Praktik auf Satz- oder Textebene: das Zitieren ganzer Phrasen oder Textblöcke, hier meistens aus den stilisierten Aufbereitungen des Ethnolekts in den Medien. So taucht beispielsweise Sputims verbaler Schlagabtausch in identischer Form auch bei den jugendlichen Nidwaldnern in einem sprachlichen Wettkampf wieder auf: «ich nime stock und schla dini frässi». Interessant ist bei diesem Beispiel, dass die jungen Nidwaldner beim Zitieren der Winterthurer Version des Sputim-Dubbings gleichzeitig den Zürcher Dialekt übernehmen und sie nicht in ihre eigene Mundart übertragen.

*«Als Fazit möchten wir betonen, dass die umgangssprachlich ‹Balkanslang› genannte Sprechweise verschiedene Funktionen erfüllt. Mag beim primären Ethnolekt eine gewisse identitätsstiftende Funktion mitspielen, so dienen sekundäre und tertiäre Ethnolekte eher dem Sprachspiel mit humoristischer Absicht.»*

Grundsätzlich ist es jedoch praktisch unmöglich, jeweils die genauen Quellen der ethnolektalen Elemente festzumachen. Nach Lust und Laune werden einzelne Bausteine aus den unterschiedlichsten Texten und Gesprächen übernommen, in die eigenen eingebaut und sehr oft auch abgeändert. In einer sprachlichen Bastellei – der Bricolage – kreieren die Jugendlichen einen eigenen sprachlichen Stil. Mit diesem unterhalten sie sich in gelöster Stimmung auf spassige Weise und liefern sich kleine sprachliche Machtkämpfe in ihrem Freundeskreis. In diesen gewinnt, wer am souveränsten, schnellsten und gekonntesten zitiert, verfremdet, karikiert und kontert.

### Schlussbetrachtung

Es zeigt sich also, dass Ethnolekte in verschiedenen Kontexten mit unterschiedlichen Funktionen verwendet werden. Einflussfaktoren sind Sprachkontakte, das Spiel mit Stereotypen und Klischees, die Kreativität Jugendlicher im Umgang mit ihrer Sprache und mit den Folgen von Globalisierung und Migration, manchmal aber auch die damit zusammenhängende Übernahme von rassistischen Vorurteilen, negativen Rollen und problematischen Einstellungen. In anderen europäischen Ländern werden Ethnolekte meist in urbanen Kontexten gesprochen, an Orten, in denen aus demographischen Gründen verstärkt Sprachkontakte entstehen. Unsere Beschreibung der aus den Medien übernommenen und stilisierten Ethnolekte zeigt hingegen, dass in der Deutschschweiz solche Sprechweisen durchaus auch in ländlichen Regionen von Schweizern verwendet werden; allerdings werden hier, wie es scheint, gerade städtische – hier Zürcher – Jugendliche imitiert.

Als Fazit möchten wir betonen, dass die umgangssprachlich ‹Balkanslang› genannte Sprechweise verschiedene Funktionen erfüllt. Mag beim primären Ethnolekt eine gewisse identitätsstiftende Funktion mitspielen, so dienen sekundäre und tertiäre Ethnolekte eher dem Sprachspiel mit humoristischer Absicht. Ethnolekte sind sehr wandelbar und wer so spricht, kann nicht auf diese Sprechweise reduziert werden. Im Gegenteil, Sprechende unterschiedlicher Herkunft und sozialer Schicht verfügen in ihrem Sprachrepertoire über dieses ethnolektale Schweizerdeutsch und greifen darauf kontextabhängig und aus unterschiedlichen Gründen zu.

### Literatur

Peter Auer: ‹Türkenslang› – ein jugendsprachlicher Ethnolekt des Deutschen und seine Transformationen. In: A. Häcki-Buhofer (Hrsg.), *Spracherwerb und Lebensalter*. Tübingen/Basel 2003, S. 255–264.

Basil Schader: *Albanischsprachige Kinder und Jugendliche in der Schweiz*. Zürich 2006.

### Links

<http://www.youtube.com/watch?v=JpMU3P4ZIBo>

<http://www.tagesanzeiger.ch/kultur/diverses/Alles-tuts-mir-weh/story/26928517>

<http://www.agent-provocateur.ch/ap173>

<http://www.youtube.com/watch?v=rfiPz0Ewozo&feature=related>

[www.jugendsprache.ch](http://www.jugendsprache.ch)

\* Dr. **Stephan Schmid** ist Privatdozent für italienische Sprachwissenschaft und Leiter des Phonetischen Laboratoriums der Universität Zürich. **Fabienne Tissot** und **Esther Galliker** haben im Rahmen ihres Studiengangs am Projekt mitgewirkt.



*«Die ›Kinderszenen‹ handeln zwar von einem Kind  
in seinem vierten und fünften Lebensjahr,  
doch sind sie so wenig kindlich wie Schumanns  
Klavierstücke unter demselben Titel.»*

Heinrich Lüssy

Heinrich Lüssy

Heinrich Lüssy

## **Bühlstraße** Kinderszenen

## **Büelstraass** Chindeszeene

Von Alfred Vogel

Ein Sieb hält die größeren Brocken zurück, und die feineren und das Flüssige lässt es passieren. Unsere Erinnerung ist auch ein Sieb, aber das Prinzip, nach dem das eine hängen bleibt darin und das andere hindurchgeht und ins Wasser des Unbewussten tröpfelt und hinabsinkt, ist kaum erkennbar.

Heinrich Lüssy, von dem bisher Essays und ein Roman vorliegen, hat es unternommen, in seinen frühesten Erinnerungen zu sondieren und solche «Kinderszenen» zu sammeln. Zunächst auf hochdeutsch, sagt er, aber bald habe sich die Mundart vorgedrängt, der Winterthurer Dialekt, der «Ton der Erinnerung» aus den 1950er-Jahren. Lüssy hat dabei nicht etwa versucht, Pointen zu setzen, eine Begebenheit zur Geschichte abzurunden, sie ganz zu machen, zu deuten oder gar auszuschnücken. Nur die reine Episode bleibt, und so sind berührende, authentische Texte entstanden.



*«Erinnerungen sind an sich selber kostbar, wie die  
Träume, und ebenso strikt privat wie jene. Eine  
Veröffentlichung ist nur gerechtfertigt, wenn  
ein Zusammenhang sie nach aussen wendet  
und verallgemeinert.»*

Heinrich Lüssy

Heinrich Lüssy. Bühlstraße/Büelstraass. Kinderszenen/Chindeszeene. Wolfbach Verlag, Zürich 2009. 117 Seiten. Fr. 34.90  
ISBN 978-3-952 3334-6-4.

# Bühlstraße

## Kinderszenen

Das Buch ist zweisprachig, vielmehr in zwei deutschen Sprachformen geschrieben. Auf der linken Buchseite steht der Text auf hochdeutsch, auf der rechten in Mundart. Der Verlag hat wohl damit den Deutschland-Markt im Auge, aber auch jene Leserinnen und Leser in der deutschen Schweiz, die zum Lesen in Mundart eine Schwelle haben. Reizvoll ist es allemal, übere z schèèche und zu vergleichen: wie ist nun diese Wendung übersetzt? Dem Vernehmen nach verkauft sich das Buch gerade in Deutschland recht gut, und das dürfte unter anderem mit dem Interesse am Dialekt zu tun haben.



Auslöser für den Autor, sagt er, sei eine Foto aus dem Nachlass seiner Mutter gewesen, die ihn als Vierjährigen mit Béret zeigt. So handelt denn auch die Titelseite von diesem Béret:

### Das Béret

Aus dem Nachbarhaus kommt Traugott. Traugott ist ein Jahr älter als Franz, gross und stark, ein Knabe, der einem Löwen gleicht mit seinem breiten Gesicht und dem fülligen gelben Haar. Er schlendert lässig auf Franz zu, steht vor ihm still und fragt: «He, bist wohl ein Franzose mit deinem komischen Kopfdingsda?»

[ ... ]

Von nun wird er Mama, wenn sie französisch zu ihm spricht, nur noch auf Deutsch antworten. Auch das Béret will er nicht mehr tragen. Niemand soll ihn mehr für einen Franzosen halten können. «Franzos» ist deutsch und kein schönes Wort.

### S Bèree

Us em Nachbarhuus chunt de Traugott. De Traugott isch es Jaar elter weder de Franz. Grooss und starch isch er, en Bueb win en Lõi mit sim bräite Gsicht und de vile gäale Haar. Er schlängget lèssig zum Franz hère, staat vor em still und fròòget: «Hee, bisch goppel en Franzoos mit diim koomische Tschäpper daa?»

[ ... ]

Vu jez aa wott er de Mame, wänn si französisch mit em redt, nume na uf Tütsch Antwort gèè. Ä s Bèree wott er nùme trääge. Nieme sell en öpper für en Franzoos chöne nèè. «Franzoos» isch tütsch und kä schööns Wort.



Die Welt des Vier- und Fünfjährigen taucht vor uns auf, in eng umgrenzten «Bildern». Drachen steigen lassen mit dem Vater. Das Grab eines Eidechslens. Die Mandeln schneiden. Zusammen mit dem kleinen Bruder beim Fotografen. Eine böse Alte in der Nachbarschaft. Ferien bei der Großmutter. Und immer wieder das Dreirad und der beste Freund Heinz. Was macht es aus, dass ich so gern zu diesem Buch greife? Ist es einfach die knappe Sprache? Ist es das Wiedererkennen der kindlichen Gedanken- und Gefühlswelt, das Auslösen von eigenem Erinnern?

Das folgenden Textbeispiel von der Gwundernase lesen wir abwechslungsweise auf der linken und auf der rechten Seite:

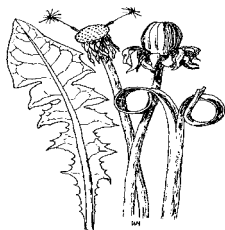
### Die Wundernase

Im Traum ist Franz von Herrn Gygax mit der Wundernase verfolgt worden. Das Wort «Wundernase» kennt Franz von Mama. Wenn er jeweils zu ihr in die Küche kommt, um in die Töpfe zu gucken, und er ihr zu neugierig wird, wehrt sie ihn ab, indem sie auf Walliserdeutsch sagt: «Gwundernaas und Freegen».

Im Traum hat Herr Gygax eben diese Nase gehabt, dazu ungeheuer verlängerte Arme und Hände, die sich voller Verlangen nach Franz ausstreckten.

### D Gwundernase

Win e Gwundernase aber usgseet, das wäiss de Franz us de «Semaine de la femme». Deet git s e Spalte für de Briefchastenunggle. S Signet isch de Chopf vum ene Maa, wo di lange Haar äng am Chopf und gäge hine gstrèlet hät. Gnau esoo wi de Hèrr Gygax. Dezue hät de Maa i de Ziitig e mordsmèëssig langi Nase. D Gwundernase lupft de Teckel vum Suppetopf und lueget dur de Tampf duren ine.



Pfaffenröhrein

# Buggele, Chrottepösche und Söiblueme

## Von den Namen des Löwenzahns

Zusammengetragen aus dem Sprachatlas der deutschen Schweiz (SDS), einer Online-Umfrage von 2008 und den Untersuchungen von Martha Egli, Walter Höhn und Martin H. Graf

Von Ruedi Schwarzenbach

**«Leóntodon und Taráxacum, besser bekannt unter dem Büchernamen Löwenzahn, zwei Gattungen innerhalb der Familie der Korbblütler, die in der Botanik streng voneinander geschieden werden»** [Graf]

- Buggele**
- Chettiblueme**
- Chettestuude**
- Chrottepösche**
- Hälistock**
- Soublueme**
- Söistöck**
- Sunnewirbel**
- Ramschfädere**
- Weifäcke**
- Ankeblueme**
- Bettseicher**
- Fädliblueme**
- Fettblueme**
- Griggele**
- Furzere**
- Tätsche**
- Moorebluem**
- Stinkblueme**
- Tüücheltätsch**
- Spickblueme**
- Milchli**

Aus den 150 Namen, die im Rahmen der Zürcher Online-Umfrage 2008 gemeldet wurden.

Die Namen für den Löwenzahn gehören zu den beliebten «Testwörtern» für die schweizerdeutsche Dialektvielfalt: *Mir säged Chrottepösche. We säit me dänn bi öi?* Auch in der über das Internet durchgeführten Wortschatzumfrage des Deutschen Seminars der Universität Zürich wurde gefragt «Wie heisst an Ihrem Ort der Löwenzahn?» Die zahlreichen Antworten ermöglichten es, für die räumliche Verbreitung von 17 Benennungstypen Karten zu zeichnen. Weitere 76 (spärlicher belegte) Namen sind zusätzlich aufgelistet.

Die Ergebnisse dieser aktuellen Erhebung von 2008 stimmen erstaunlich gut zum Bild, das vom Sprachatlas der Deutschen Schweiz (SDS) gezeichnet wird, dessen Aufnahmen mehr als ein halbes Jahrhundert zurückliegen. Sie widerlegen für einmal die Klagen, dass «der Wortschatz der Dialekte sowieso am Verarmen» sei.

Die Pflanzennamen sind ein beliebtes und von alters her beachtetes Feld der Wortkunde. In den althochdeutschen Glossaren sind rund 7 500 Einträge nachgewiesen. In einer St. Galler Handschrift aus dem 9. Jahrhundert ist zum Beispiel der Name *Buggele* in der Form *bugila* zu finden:



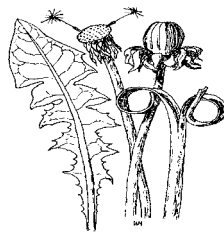
Allerdings wird der Name hier nicht für den Löwenzahn, sondern für *Artemisia/Wermut* gebraucht: die Zuordnung eines Namens zur Sache kann sich im Lauf der Zeit ändern.

Wie sich der Pflanzenwortschatz durch die Jahrhunderte geändert hat, lässt sich seit der frühen Neuzeit gut verfolgen. Der grosse humanistische Gelehrte Conrad Gessner plante nach seinem Tierbuch von 1565 eine *Historia Plantarum*, ein Pflanzenlexikon, für das er auf Exkursionen auch über hundert zürichdeutsche Pflanzennamen gesammelt hatte. Veröffentlichten konnte er das Werk allerdings nicht mehr, da er noch im gleichen Jahr 1565 an der Pest starb. Seine Sammlungen wurden aber von späteren Pflanzenbüchern ausgewertet. Am besten zugänglich sind die mundartlichen Pflanzennamen heute in der «Zürcher Volksbotanik» von Walter Höhn (1972). Auch das Zürichdeutsche Wörterbuch (Neufassung von Heinz Gallmann 2009) stützt sich in seinem Artikel *Chrottepösche* auf die Angaben, die dieser von seinen Gewährsleuten in allen Teilen des Kantons erhalten hat.

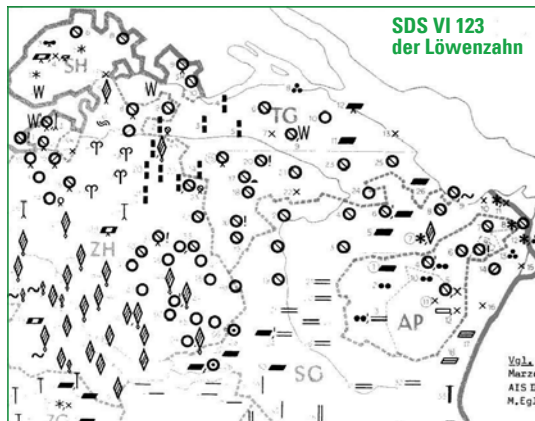
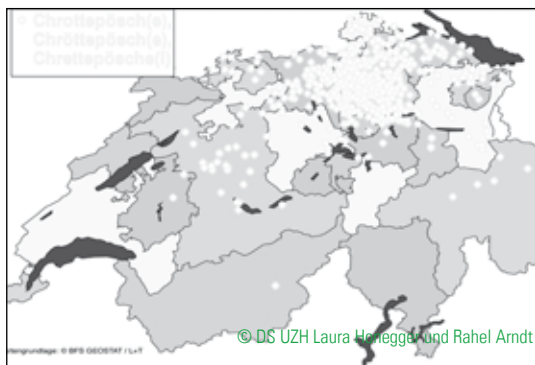
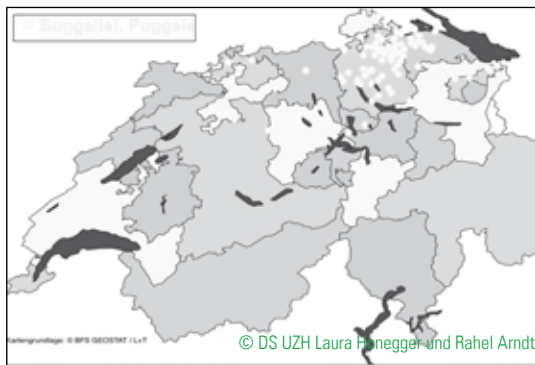
Martin H. Graf, «Wie Wörter wandern. Pflanzennamen zwischen mundartlicher Vielfalt und historischer Tiefe». Vortragsmanuskript 2009. Walter Höhn, Zürcher Volksbotanik. Mundartliche Pflanzennamen und botanisch volkskundliche Mitteilungen. Zürich 1972.

# Die sprachgeographische Frage: *Wie sagt man wo?*

Lange blieben die Herkunftsangaben in den Pflanzenbüchern zufällig. Erst Walter Höhn baute für den Kanton Zürich gezielt ein Korrespondentennetz auf. Heute erlauben zwei Kartenwerke für ausgewählte Pflanzen ortsgenaue Angaben: Der Sprachatlas der deutschen Schweiz (SDS, Befragungen 1939–1958) und (mit Vorbehalt) die Karten «Wortschatz des Schweizerdeutschen», welche auf Internet-Umfragen von 2008 beruhen<sup>1</sup>.



Pfaffenröhrein



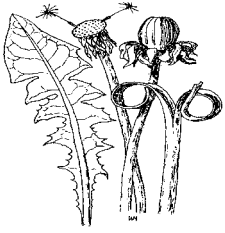
**Buggele** ist bereits vor 1100 Jahren in einem alt-hochdeutschen Glossar aus St. Gallen überliefert, allerdings für eine andere Pflanze. Als Name für den Löwenzahn wird *buggele* zwar vereinzelt aus St. Gallen und Umgebung gemeldet, am dichtesten aber sind die Belege zwischen dem Zürichsee und dem Rhein.

Die Bedeutung des Namens lässt sich nicht sicher erklären. Martha Egli stellt ihn zum Wort *Buchel*, mit dem hohle Stengel von Doldenpflanzen und diese selbst bezeichnet werden.

**Chrottepösche** ist über das *Buggele*-Gebiet hinaus nach Westen bis in Freiburgische belegt und erscheint in der Bestandesaufnahme von 2009 als Haupttyp in den Kantonen Zürich und Aargau. Ob es der flache *Busch/Bösche* ist, der wie eine Kröte auf dem Boden kauert, oder ob das wuchernde Unkraut abschätzig mit der ungeliebten oder gar unheimlichen Kröte verglichen wird, lässt sich nur vermuten.

Im Unterschied zu den oberen Karten beschränkt sich **«der Löwenzahn»** aus dem Sprachatlas der deutschen Schweiz SDS VI 123 nicht auf einen einzelnen Namen, sondern zeigt die Verbreitung aller Namen und Namentypen in einer Zusammenschau. Im Ausschnitt Nordostschweiz sind die *Buggele* mit zwei Rechtecken übereinander eingetragen, die *Chrottepösche* mit der stehenden Raute. Kreise stehen für die Namen mit *Chette-*, *Chettele-*.

<sup>1</sup> [www.ds.uzh.ch/Forschung/Projekte/Schweizer\\_Dialekte](http://www.ds.uzh.ch/Forschung/Projekte/Schweizer_Dialekte). Während die Angaben für den SDS durch Exploratoren an Ort und Stelle erfragt wurden, stützen sich die Umfragekarten 2009 auf Online-Antworten mit all ihren Unsicherheiten.



Pfaffenröhlein

## Die lexikalische Frage: *Warum die Namensvielfalt?*

Seinem Vortrag über Pflanzennamen im Schweizerdeutschen hat Idiotikon-Redaktor Hans Martin Graf die Feststellung vorausgeschickt, dass man einfach noch zu wenig wisse, wie die Wörter zu den Leuten kommen, wie sie dort bleiben und sich verändern, wie sie sich etablieren. Man wisse auch zu wenig darüber, weshalb die einen Dinge viele Wörter besitzen, die ändern nur eins.

<sup>1</sup> «Nomenklatorisch» betrifft die Namengebung; «taxonomisch» die Sache, hier die Pflanzenwelt

### Namensvielfalt als Folge von Bezeichnungsnotwendigkeit

«Unser Pflanzennamenschatz ist – wie unser ganzer Wortschatz – ein buntes Gefüge alter und junger, einheimischer und nicht einheimischer, verständlicher und unverständlicher Wörter, die sich im Lauf der Jahrtausende zu einem Wortschatzbereich vereint haben, der sich auch nach zahlreichen nomenklatorischen und taxonomischen Eingriffen<sup>1</sup> nicht zu einem abgeschlossenen Ganzen bändigen liess.»

«Bezeichnungsnotwendigkeit» besteht dort, wo Pflanzen auffallen und menschliche Lebens- und Erfahrungsbereiche direkt tangieren. Das trifft auf Pflanzen zu, die verbreitet und häufig vorkommen (wie beispielsweise der *Löwenzahn*). Eine andere Gruppe bilden die für Futter oder Gemüse angebauten oder für den Ziergarten kultivierten Pflanzen. Wichtig sind auch Namen für Pflanzen, die andern nützlichen Zwecken dienen, vor allem Heilpflanzen. Schliesslich braucht die Sprachgemeinschaft Namen für Pflanzen, die sich durch Schönheit der Blüten, Giftigkeit oder andere auffällige Merkmale auszeichnen.

### Erbwörter

Für die Pflanzen, die gleichsam «schon immer da waren», gibt es sogenannte Erbwörter, die oft vielen Sprachen gemeinsam sind und die Zeiten überdauern. Dazu gehören die *Eiche*, die *Buche*, die *Eibe* und möglicherweise auch die *Tanne*. Neben diesem Urwortschatz haben sich Pflanzen und mit ihnen Namen eingebürgert, die vor mehreren tausend Jahren aus dem vorderasiatischen Raum ins Germanische und damit ins Deutsche gelangt sind wie *Gerste*, *Dinkel* und *Roggen*, *Hirse* und *Hanf*. Später sind dazu Pflanzen und Namen aus dem römisch-lateinischen Lehnwortschatz gekommen wie die *Kirsche*, die *Birne* oder die *Guggumere*.

### Alte Kulturlehnwörter

### Bücherlehnwörter

Eine dritte Gruppe von alten Pflanzennamen bilden die sogenannten Bücherlehnwörter, die zwischen der Spätantike und der frühen Neuzeit importiert wurden. Sie stammen aus den Schriften der Klosterstuben und der humanistischen Gelehrten, später auch den ersten Büchern zur Garten- und Kräuterkunde.

### Jüngere Kulturlehnwörter

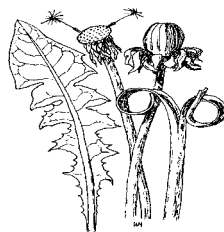
Zu den jüngeren Kulturlehnwörtern rechnet man Sprachimporte wie *Mais* (aus Haiti), *Tomate* (aus Mexiko), *Kakao*, *Kaffee*, *Melone*, *Ananas*, aber auch jüngste Marktangebote wie *Rucola*, deren Namen in verschiedenen Formen die ältere *Rauke* abgelöst haben.

<sup>2</sup> Schweizerdeutsche Wörterbuch. Schweizerisches Idiotikon. Bericht über das Jahr 2009 (in Vorbereitung).

In seinem Referat, das nächstens im Druck erscheint<sup>2</sup>, zeigt Hans M. Graf anschaulich auf, wie im Verlauf der Jahrhunderte Mischungen und Varianten entstanden sind, aus denen sich die ebenso differenzierende wie verwirrlische Vielfalt von Pflanzennamen ergeben hat, an der wir uns heute freuen.

## Die etymologische Frage: *Warum sagt man so?*

Schon 1930 ist Martha Egli in ihrer Dissertation «Benennungsmotive bei Pflanzen, an schweizerdeutschen Pflanzennamen untersucht» der Vielfalt der Namengebung für den Löwenzahn nachgegangen und hat die Benennungsmotive analysiert und gegliedert.



Pfaffenröhrlin

BENENNUNGSMOTIVE	NAMEN
Blütezeit	<b>Maiebluem</b>
Farbe der Blüte	<b>Ankebluem</b>
Fruchtstand	<b>Liechtl Bäusel Fädlibluem Pfaffe chopf</b>
Formen der Blätter	<b>Hundszää, Hundslälle Ramschfadere Weifäcke Sunewirbel</b>
der hohle Blütenschaft	<b>Röörl Pfafferoor</b>
der klebrige Milchsaft (der auch braune Flecken hinterlässt)	<b>Milchbluem Tüfelsmilch</b>
Tierfutter	<b>Chüe-, Rinderbluem Schwiichruut Moorebluem Chüngelichruut</b>
Blattsalat	<b>Franzosesalat Zigünersalat</b>
im Kinderspiel als Instrument	<b>Päepeli Furzere Pfurri</b>
im Kinderspiel für Ketten	<b>Chettibluem</b>
Geringschätzung als minderwertige Futterpflanze	<b>Söiblueme Chrottepösche Schnäggechruut Tüfelschruut</b>
Harttreibendes Kraut	<b>Bettsäicher</b>

«Die Merkmale, die sich als die am häufigsten wirksamen Motive der Namengebung zeigen, eignen eben gerade der Gruppe der mundartlich benannten Pflanzenarten: starke Verbreitung, häufiges Vorkommen, Verwendung als Futter-, Gemüse oder Zierpflanze, Verwendung zu Heil- oder technischen Zwecken, Schönheit der Blüte, Duft, Giftigkeit, Schädlichkeit usw.» EGLI, Seite 147.

Martha Egli. Benennungsmotive bei Pflanzen, an schweizerdeutschen Pflanzennamen untersucht. Bülach 1930.

«Der blühende Löwenzahn gehört zu jenen Gewächsen, die den Kindern als vielgestaltige Spielzeuge dienen. Aus den Blütenschäften formen sie Ringe, Brillen, Ketten, Wasserleitungen, Musikinstrumente (Tuutele, Fүүrзе). Die abgerissenen Schäfte werden durch Spaltung eines der Enden in doppelte Bischofsstäbe verwandelt. Halb getrocknete, welke Schäfte werden an einem Ende durch einen Knoten verschlossen, aufgeblasen und dann zwischen den Händen zerknallt. Mit dem vollen Fruchtstand in den Händen fragt man einen Partner: Tag oder Nacht?, worauf sich dieser entscheiden muss. Jetzt werden alle Früchte fortgeblasen. Erscheint nun der nackte Blütenboden in unversehrter heller Farbe, dann bedeutet dies Tag. Zeigt sich jedoch auf demselben ein dunkles Löchlein, so bedeutet dies Nacht. Die Beschädigung rührt von der Larve einer Bohrflyge her, die im Innern des Schaftes sich entwickelt. Die im Frühling zuerst erscheinenden Blätter werden als Salat zubereitet.» Höhn, Seite 79.



# Ein Wörterbuch, das von Leben strotzt

## Notizen zum Heft 216 des Schweizerischen Idiotikons

Von Alfred Egli

Wort • s Wort isch frii

**Mehr als ein Drittel des hier vorzustellenden Hefts 216 ist der Wortsippe «Wort» gewidmet. Und da sich in unserem nationalen Wörterbuch so gut wie alles um das schweizerdeutsche Wort und seine Bedeutungen dreht, sind wir natürlich besonders gespannt darauf, was uns unter dem obigen Titel erwartet und wieviel Bekanntes und Unbekanntes uns auf vierundzwanzig Seiten entgegnen wird.**

### Wort

Der Begriff *Wort* hat seinen Ursprung im Indogermanischen, genauer: in der indogermanischen Wurzel *\*uer-*, die ‚sprechen‘ bedeutet. Aus derselben Wurzel ist das lateinische *verbum* ‚Wort‘ entstanden. Unser *Wort* und das lateinische *verbum* sind somit gleichen Stammes; die lautliche Nähe lässt auch den Schluss auf eine langdauernde geographische Nachbarschaft von Lateinern und Germanen zu.

Unter *Wort* hat man zunächst die einzelne Vokabel zu verstehen, so wie dies etwa aus dem folgenden Satz des berühmten Wallisers Thomas Platter in seiner Autobiographie hervorgeht: *Die Spanier haben ein schwere Spraach ... haben viel Wort von den Moren oder Araberen*. Aus dem Sinn des Einzelwortes erwächst fast wie von selbst die Bedeutung des Sinnzusammenhangs, der kurzen Aussage oder Bemerkung: *es Wort/es Wörtli z rede haa mit öpperem*: jemanden zur Rede stellen (vgl. *mit öpperem es Hüendli rupfe*). Bis auf den heutigen Tag verbreitet sind Ausdrucksweisen wie *öpperem e guets/früntlich/rächts Wort gèè* sich in freundlicher Weise an jemanden wenden. Dasselbe lässt sich auch durch Verneinung ausdrücken: *Nie kei ungrad/chrumm/unebe Wort haa mitenand* (BL). Wie die Schriftsprache verfügt das Schweizerdeutsche über eine

reiche Palette von Adjektiven zur Charakterisierung von Aussagen: *gueti/glatti/hèèli* (trügerische)/*hööchi* (boshafte)/*spitzigi/leidi/böösi/rèèssi/wüeschti Wort bruuche*. Dem Luzerner Pädagogen und Politiker Heinrich Ineichen verdanken wir die Notierung zweier träger Sprichwörter zu unserem Thema: *De Maa nimmt me bi de Worte un der Stier bi de Horne*. – *Wort sind scho rächt, aber d Hüener leggen au Eier*.

Wörter sind nicht allein für Gespräche des täglichen Lebens geeignet, sondern auch für Beschwörungen: Die „Sieben Wort Christi“ gelten als Segen gegen Krankheit. Durch Beschwörung etwas bewirken heisst *öppis mit Worte mache/schaffe/tue/heile*. Unserer Vokabel kommt auch, besonders im reformatorischen Gebrauch, die Bedeutung des göttlichen Wortes, der Offenbarung, des Evangeliums zu. Der Umgang mit dem Gotteswort schliesst allerdings gelegentlich scherzhaftes Spiel mit dem Numinosen nicht aus: Was ist über Gottes Wort? Antwort: Der Deckel der Bibel!

Unser Stichwort kann ferner Synonym eines Versprechens, einer Zusage, eines Ehrenwortes sein: *es Wort haa, ds Wortsch sii* (‚des Wortes sein‘) Wort halten. *Er hed ekeis Wort*: Man kann nicht auf ihn zählen. Mit der Formel *Mèrt ischt Mèrt, Wort ischt Wort* und einem Händedruck verkauften die alten Terbiner (Einwohner von Visperterminen) ein Tier. Daraus wird ersichtlich, dass unser Wort auch einen eminent rechtlichen Zusammenhang hat. An der Glarner Landsgemeinde – und tausend anderen demokratisch geleiteten Versammlungen – lautet die traditionelle Eröffnung seit je: *Ds Wort ischt frii; s Wort isch frei*.

*Öppis z Worte bringe* bedeutet: etwas in Worte fassen, ausdrücken, erzählen: *z Wort choo, eim s*





## Uwort • Gottswort • worte • Antwort

*Wort nid gunne, eim s Wort abschniide* – so oder ähnlich lauten gern gebrauchte Fügungen der privaten oder öffentlichen Meinungsäusserung. *Es schöns / tolls / gwaltigs Wort haa* zielt auf die Stimme und die rhetorische Begabung eines Sprechers, insbesondere eines Geistlichen. *D Stimm vercheere* ist (oder war) Teil der Strategie der jungen Männer des Walliser Dorfes Bellwald, um vor der Stubentüre eines Mädchens unerkannt bestimmte Fragen stellen zu können.

Wie nicht anders zu erwarten, hat sich von unserem Grundwort aus auch eine Anzahl Zusammensetzungen gebildet, etwa das *Uwort*, die unfreundliche oder verletzende Äusserung: *Was han ich nöd müese ablose i mim Vatterhuus ... Uwort und Chiflete all und ein Taag* (Rudolf Kägi 1940). *Eim nie es Uwort gèè* einen weder tadeln noch barsch behandeln. Dem *Uwort* nahe verwandt ist das *Fatzwort*, die spöttische Äusserung oder Stichelei. Angesichts der unausrottbaren Neigung des Menschen zum Spötnen wundern wir uns nicht, eine lange Reihe sinnverwandter Vokabeln aufzuspüren wie etwa das *Schimpf-*, *Schänzel-*, *Spei-*, *Spätz-*, *Spitz-*, *Spott-*, *Tratz-* und *Trutzwort*. Sie alle dokumentieren schonungslos unseren ach so liebevollen Umgang mit den Mitmenschen. Immerhin ist auch das *Gottswort* (auch *Gotzwort* geschrieben) aufgelistet, unter dem wir die biblische Botschaft und, davon ausgehend, eine Predigt zu verstehen haben.

Es liegt nahe, dass ein so unverzichtbarer Baustein unserer Sprache wie das *Wort* auch in der Domäne des Verbs in Erscheinung tritt. *worte* meint reden, sprechen, diskutieren, wobei der Sinngehalt dieses Verbs sehr leicht ins Aggressive kippen und zur Umschreibung von Wortwechsel, Streit und Zank

werden kann: *Tüet der aber worte? Schäm it der ech nit?* (Bern). Noch viel eindeutiger als *worte* sind ähnlich klingende Verben wie *wörtle*, *wörtlene* und *wörtere* dem Sinnbezirk der verbalen Auseinandersetzung zugeordnet, und dies schon vor Jahrhunderten, wie sich aus einem Zürcher Ratsprotokoll von 1381 zweifelsfrei ergibt: *Sy wörtlottind miteinander...* Eine sprachliche Eigentümlichkeit, die sich einzig bei den Reformatoren Zwingli und Bullinger nachweisen lässt, ist das Verb *überworten* den Mund zu voll nehmen. In einem Brief an seinen reformierten Glaubensbruder (und Widerpart) schreibt Zwingli an diesen: *Lieber Luter, du überwortest dich selbs, (wenn du uns schantliche ketzery vorwirfst.)*

In unsere kleine Wort-Abhandlung gehört natürlich auch das Substantiv *Antwort*, dessen Vorfahren allerdings im Althochdeutschen *antworti* und im Mittelhochdeutschen *antworte* lauteten. Diese ursprünglichen Wortformen hielten sich bis ins 15. Jahrhundert, wo sie dann in Anlehnung an die bereits zahlreich existierenden Zusammensetzungen mit *-wort* ausstarben. Im gleichen Sinne wandelte sich auch das Verb *antworten* zu *antworten*. Abschliessend bleibt anzufügen, dass *Antwort* auch ein wichtiges Element der Rechtssprache ist. Als klassischer Helvetismus bezeichnet *Antwort* hierzulande die erste Stellungnahme eines Beklagten in der Zivilprozessordnung, was in Deutschland mit «Klage-Erwidern» und in Österreich mit «Klagebeantwortung» umschrieben wird.

### Wurz

Die ursprüngliche Bedeutung von *Wurz/Wurzel* ist «Pflanze». Dies zeigt sich sowohl auf hochsprachlicher wie auf mundartlicher Ebene in den vielen



## Wurz • Wuurzle • was • waseli was?

Komposita (Zusammensetzungen), die *-wurz* als zweites Wortelement in sich bergen, unter anderem in *Ängelwurz* (Archangelica), *Ibsche-* (Eibisch), *Fuchs-* (Eisenhut), *Gicht-* (Pflingstrose), *Haber-*, (Haferwurz, alte Gemüsepflanze), *Johannis-* (Salomonssiegel), *Jenzenewurz* (Enzian) und vielen anderen Gewächsen. Die gewissenhafte Auflistung der vielen Pflanzen, deren Name auf *-wurz* endet, kommt, auf 37 Spalten dargereicht, einem ausgewachsenen Pflanzenlexikon nahe – sehr eindrücklich und für botanisch Interessierte eine wahre Fundgrube!

Wohl unter schriftsprachlichem Einfluss breitet sich im Dialekt mehr und mehr die Wortform *Wurzle* auf Kosten von *Wurz* aus. Aus dem *Wurz*-Artikel ist sehr viel von der Bedeutung diverser Pflanzen und Wurzeln als Nahrungs- und Arzneimittel für Mensch und Vieh zu erfahren: *D Chrüter holscht nie vor der chürzeschte Nacht und d Würze nie vor Mitti Oogschte* (Wartau SG). *Wild Wirze* als ein aus verschiedenen Wildwurzeln bereitetes Gericht (Schächental). *Wan du die Wurtzen im Mund hast, so gestelts das Zaanweh* (Arzneibuch 1732 Saanen BE).

Dank seiner Anschaulichkeit kann mit *Wurz* auch die Wurzel eines Zahns, des Kopfhahrs oder der Zunge gemeint sein, in geographischem Zusammenhang der Fuss eines Bergs, ebenso aber auch die Abstammung und Herkunft eines Menschen: Die Bundesrätin L. sei *trotz Freiämter Wurzle no charmant* (Aargauer Zeitung vom 17. Februar 2007). Mit dem Ausdruck *e glungeni/glatti/luschtigi Wurzle* ist ein origineller Mensch gemeint. Bildlicher Gebrauch ist unserem Wort *Wurz* keineswegs fremd: *Würze schlaa*, *Wurzle triibe* umschreibt den Begriff des Fussfassens, Sich-Einlebens. *Würze güüsse* (Zürich)/*lèère* (OW)/*lööse* Haslital)/*schütte* (Bödeli) ist

zu verstehen als viel trinken. *Ds Übel a der Würze fasse* (Bern) hat seine genaue Entsprechung im Hochdeutschen.

### was, waseli, waseliwas, waserlei

So einfach seine lautliche Gestalt, so reich an Gebrauchsweisen und Facetten ist das tausendfach im Alltag verwendete Fürwort und Adverb *was*. Mit bewundernswertem Spür- und Scharfsinn gelingt es der Redaktion des Idiotikons, eine einleuchtende Übersicht über das schwer überschaubare Konglomerat der *was*-Familie zu schaffen. Die Komplexheit der *was*-Funktionen lässt sich hier nur andeuten. *was* ist zunächst einmal ein oft verdoppeltes Fragewort: *was macht er, was?* in familiärem Umfeld im Diminutiv: *waseli?* oder als Auslöser von Vexierantworten: *Was isch? En Haas isch kän Fisch*; nicht selten auch verstärkt durch ein Substantiv im Genitiv: *Was Chäibs häsch im Sack?*

*Was Tüüfels wei si frässe?*

*was/wa* fragt ferner nach der Natur und Beschaffenheit einer Sache (hochdeutsch *was für? welche?*): *Was Späcksch issisch da?* oder: *merke, was Lands* (eigentlich: merken, was des Landes Brauch ist, wo es langgeht). Ähnlich: *was Farbs, was Gattigs, was Holz*. In älterer Sprache: *Was menschen ist das?* *Quid hoc hominis?* Ein wiederum andersartiger Gebrauch, nämlich als Frageadverb (wie? wozu?) tritt uns in Sätzen entgegen wie: *Was läbsch? Was läbed er? Was staasch na daa?* In Ausrufen: *Was bin i froo!* Unverzichtbar ist *was* auch als Relativpronomen: *Er tuet, was er cha*. In Ausrufen und Vorwürfen: *Du schlächte Chäib, was de bisch* (Bern). *was* kann schliesslich auch dem Vergleich dienen: *Er isch nüd was sin Vater* (Zürich). ■

## LESEPROBE

Die Gross Revoluzioon,  
Gedanken von Babette,  
Seite 515:

Debii müest das e wunderbaars jaarhundert sii, wo jede cha tue und tänke, was er wott, ooni aberglaube, ooni chette – aber i dem jaarhundert morderd und bräned aaschtändegi lüüt. Ggwööndlechi lüüt, becken und metzger, manen und fraue, vätteren und müetere gönd wie wildi fuurien und bachanten uf d plätz und d schtraasse zum morde, iresgliche, zur äigne fröid und im dienschte vo de Nazioon. Was sind das für lüüt? Es mäntsche-lääben ischt en dräck wärt, blos wil äinen oder äini im faltsche huus oder im faltsche schtand gebooren ischt.

S wèèr tänk besser, d fraue regiirtid d wält. – Wèèr s würlü besser? Si hät fraue gsee wo – si wott nüd draatänke. Was si gsee hät, daas cha si nie vergässe, ires ganz lääbe lang nüüd.

Tausend Seiten Zürichdeutsch – jetzt ist das Riesenwerk abgeschlossen. Erneut die Frage: Wozu dieser Aufwand! Hat sich das eigentlich gelohnt? Im «Büechli» schreibt der Autor dazu (S. XLI):

*Wän i di vile jaar aaluege, won i i die aarbet inegschteckt ha: Näi.*

*Wän i s gält aaluege, won i für d räisen uf Pariis pruucht han und uusggèè für büecher: Namaal näi.*

*Wän i d müe und d jaar aalueg, won i pruucht ha mit em samlen und em läse vom schtöff, mit em verschaffe vo de mateerie, mit em schriibe sälber: Wider näi.*

*Wän i überlegge, wèèr i ales und waas i ales käneggleert ha: Jaa – drüümaal jaa, jaa, jaa!*

Loht es sich, die Bücher zu lesen? Für mich: Auch dreifaches Ja! Man gerät in eine gespenstische Nähe zu dieser Umwälzung mit so vielen Gräueltaten und kann nicht begreifen, wie ein gebildetes Kulturvolk dermassen aus dem Ruder gelaufen ist – und die Parallelen zu jüngeren und neuen Erscheinungen drängen sich auf. Dass «Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit» zu Worthülsen mit beliebigem Inhalt geworden sind und deshalb publikumswirksam gefeiert werden können, ist eine erschreckende Einsicht. Dazu liesse sich das Motto des 2. Bandes, nach Friedrich Glauser, anführen: *Was isch die Französisch Revoluzioon scho? Drei Heepi und Hunderttuusig, wo s Muul hebed.*

Aber «stimmen» die unglaublich vielen Details eigentlich? Sind sie «wahr»? Insofern sie belegt sind – dazu die gewaltige Literaturliste im «Büechli» – nach Versicherung des Autors schon; nur macht ja die Tatsache, dass etwas irgendwo gedruckt ist, noch nicht unbedingt die Wahrheit aus. Dass sie wahr sein könnten, ist eigentlich wichtiger – auch das die Meinung des Autors. Schon deshalb loht es sich, das «Büechli» zur Hand zu nehmen; neben den Ausführungen, was es für Schobinger mit sich brachte, diesen Roman zu schreiben, und der Literaturliste findet sich der Republikanische Kalender und ein umfangreiches Personenlexikon als sehr willkommene Hilfe. (Übrigens kann dieses kleine Kompendium zur Französischen Revolution durchaus auch separat bezogen werden; es kostet dann Fr. 45.- und hat als Gratiszugabe den 2. Band.)

Wer glaubt, es koste zuviel Zeit, diese Bücher zu lesen, möge bedenken, dass das Lesen blitzartig vor sich geht im Vergleich zur Zeit, die das Schreiben gefordert hat. Man soll es doch einfach probieren – und dann sehen, ob man von der Lektüre loskommt.

*Büecher 1-3, 1786-1791, 397 S. ISBN 978-3-908105-31-2. Fr. 35.-*

*Büecher 4-6, 1792-bis Jahr II, 514 S., Fr. 45.- ISBN 978-3-908105-32-9, 87 S. Gratis zu Band 2: Kommentarband: s *Büechli zum Buech*, 87 S. ISBN 978-3-908105-33-6 (nicht separat erhältlich) Zürich 2009, Schobinger-Verlag. Am Lager: Buchhandlung Beer, St. Peterhofstatt 10, Zürich.*

Vreni Weber-Thommen

## Mit em Bajonett im Bett

Von Jürg Bleiker

### Ver

verpasst  
 verräget  
 verlächnet  
 verdooret  
 versoffe  
 verluederet  
 vertschalpet  
 verachtet  
 vergroote  
 verdrääit  
 verstopft  
 vernuschet  
 verworfe  
 verschlofe  
 versouet  
 verchachlet  
 verrätscht  
 verchochet  
 versuumt  
 verfluecht  
 versalze  
 verlore

### verliebt

### Wie chunnt au sones nätts Wort in sonen aarüchigi Gsellchaft?

[Seite 73]

Die Titelgeschichte leitet einen Kranz von kurzen Geschichten und Gedichten ein, welche alle die unverwechselbare Gestaltungsweise von Vreni Weber-Thommen zeigen: in sehr anschauliche, nie gekünstelte oder gesuchte Sprache gefasste Beobachtungen entwickeln Situationen und vor allem menschliche Schicksale mit ihrer Vielschichtigkeit, wechselnd in Glück, Fragwürdigkeit, Freude, Elend und zutiefst versöhnendem Verständnis; wenn der Leser seine Meinung gemacht zu haben glaubt, eröffnet sich eine neue Sichtweise, die ihn überrascht, manchmal geradezu überrumpelt, und ihn betroffen über seine Vorurteile oder den eigenen Kleinmut zurücklässt. Dabei kommt es auch zu sachlicher, rückhaltloser Benennung der Dinge, die auf diesem Weg eben vorhanden sind; bei Menschen, die auf der Schattenseite des Lebens hausen müssen, geht es nicht so gediegen zu. Aber dass auch sie, gerade sie, Anrecht auf menschlichen Respekt und Anerkennung haben und Liebe verdienen, wird ohne jede Rührseligkeit oder falschsüsse Töne eindringlich klar. So auch in der Geschichte vom «Fridolin», einem Kindergartenschüler der schwierigeren Art, dem die Lehrerin den Kindergarten zum Paradies machen kann – übrigens ohne ihm Hochdeutsch einzutrichtern. Immer wieder blitzen sehr bedenkenswerte Überlegungen und auch befreiender, selbstbezogener Humor in den Erzählungen auf, die keine Idyllen vergangener Zeiten in einengender Optik vorlegen – obwohl ein Titel «Dorf-idylle» lautet – und die doch bei aller Gegenwartsnähe eine gute Welt möglich werden lassen.

Der Baselbieter Dialekt passt wie massgeschneidert – aber das kommt nicht von selbst; da zeigt sich eben wieder einmal, dass «Kunst» von «können» abgeleitet ist. Mit dem Dialekt fällt allerdings die Chance auf Breitenwirkung dahin, aber die Wirkung in die Tiefe ist nicht von Leserzahlen abhängig. Diese Geschichten machen reich.

Vreni Weber-Thommen, Mitem Bajonett im Bett und anderi Gschichte.

Liestal 2008 (Verlag Lüdin). ISBN 978-385792-304-3

## wer hat's erfunden? die schweizer haben's erfunden

unsere menschliche sprache ist eine bemerkenswerte erfundung. ein geräusch von kratzender luft am halszäpfchen, ein vibrieren von zwei lippen hinten im hals, zunächst bei gerundetem und dann bei geschlossenem mund, und siehe da, sie hat es gehört: *chom*.

über die entstehung der sprache rätseln die menschen seit der genesis und werden es weiterhin tun. hinweise dazu finden wir möglicherweise in der parallele, beim spracherwerb der kinder.

ohne vorbilder geht es nicht. das dunkelhäutige kind lernt mühelos schönstes berndeutsch, wenn es in der «richtigen» umgebung aufwächst. lernen durch imitation. bis zu einem gewissen alter. das wildkind von aveyron, das erst mit elf zu menschen kam, war nicht mehr fähig, die sprache zu lernen.

dennoch: vorbild allein reicht nicht. eine weitere voraussetzung ist uns in die wiege gelegt worden. denn das kleinkind ist nicht eine tabula rasa. es gleicht nicht einem leeren computer, der einfach mit daten gefüllt wird, sondern eher einem pc mit eingebautem betriebssystem. merk-würdig ist das beispiel von gemischten sklavengesellschaften, wo die menschen sich in einer rudimentären infinitiv-sprache (pidgin) untereinander verständigten, ähnlich unserem baustellen-italienisch. dabei wurde eine gruppe von kindern, die nur mit pidgin konfrontiert waren, beobachtet: diese entwickelten selbständig und entgegen ihrem vorbild eine neue, vollständige sprache (samt deklination und konjugation). solche neuschöpfun-



gen nennen die linguisten «kreol-sprachen». an diesem phänomen ist abzulesen, dass dem menschen ein gefühl für den sprachaufbau angeboren sein muss.

bisher habe ich gemeint, wörter wie *wauwau* für den hund oder *bi-bii* für die hühner seien den kindern von erwachsenen vorgesagt worden. unsere dreijährige annika zeigt auf eine figur im bilderbuch und sagt: *düüdaa-maa*. ich schaue hin: aha, ein polizist. oder sie sagt, als ich ihr irrtümlicherweise die finken ihres größeren bruders anziehen will: *nëi mi, tii*. 'tii' ist ihre aussprache von

'valentin', also meint sie *nöd miini* [finke, die vom valen]tin. niemand hat ihr den *düüdaa-maa* und auch niemand die vorangestellte verneinung vorgesagt. es muss sich um eigenschöpfungen handeln, übrigens sehr logische.

sprachschöpferisches verhalten begleitet und bestigt uns ein leben lang und frischt immer wieder unser denken auf. da erfindet jemand ein handliches kästchen, auf dem 168 zeichen eingetippt werden können, ein short message system (sms), und flugs entstehen neue zeichen: cu (see you), gn8 (gute nacht), :-# (sag's nicht weiter), und auch eine todunglückliche stimmung lässt sich mit :...-( trefflich ausdrücken. wer nun so weit gelesen hat (vermutlich ohne einen ton von sich zu geben), dem wünsche ich :-)))

edgar euel

## Die Gürbetaler Liebhaberbühne spielt

**Anne Bäbi Jowäger**  
im Originaldialekt aus Gotthelfs Zeiten

Gabriele Bruckmann auf Theaterbesuch in Belp

Geschter bin i uf Belp gräist zum lose wie s zu Gotthelfs ziite ggredt händ. So hät s mer de reschissör, de Hans-Peter Burla, ämel verschproche. Er hät mit de schauspiler vo de Gürbetaler Volksbüni Belp intensiiv ggüebt, as die aaschpruchsvole bröcke vo altem bern-tüütsch flüssig use pracht händ. D schauspiler händ guet gschpilt, aber au uuvil tegscht müese underbringe. S bünebild isch äifach e puureschtube gsi, wo mit de nötigste mööbel marggiert worden isch. A de türe hät mer zwar topplet, chlopfet bin öis, aber di vile uuftritt und s usegaa vo de persooone sind ooni türe äifach zwüschet de bünewänd dure gmacht woorde. Es hät mängi farbige gschaalt gèè, wo mer gfale hät, so d husierere, wo au na grad hüüraatsvermittlere gsi isch. Fescht zu dem püürische läbe händ als ordnigshüeter mit schträng tradizioneler bruefsaalegi, de tokter und de pfaarer ghört. So isch es abwächsligsi-riich zue und hër ggange. Es hät mer gschune, so gschnäl heb i bërner nöd grad ghört rede. I ha guet müese uufpasse, as i mit de ziit au ha chöne mit em publikum mitlache – a de richtige schtele. So hät mer s «brunetrögle» gfale, wo de chnècht zwone fraue aatroot hät, wo sich zimli handfescht «s mösch putzt» händ. Ander möcke sind sogar ime chline glossar ufgfüert gsi, so zum biischbil d «ägerschtenouge» vom chnècht wo halt de hër pfaarer nöd gsee händ und er drum e chli in en inepütscht isch. E chli èrschter isch de «öpper la vergältstage», öppis wo i dère ziit nöd sälte gsi sei, wil di nöie purebetriib, wo nach de Helvetische Republik a di chliinere purelüt zuetält worde seigid, die



hebed nöd überal grentiert. Underem «Ancien Regime» heiged hèrepuure mit vilne chnècht und mägd gwirtschaftet, nachhër heiged di nöie purelüt mit äim chnècht und äire magd müese uuschoo. Chnècht u magd seiged dän erscht na besser uuspildet gsi als de alt puur und d püüri. I dere zit handelt s shtuck. D schauspiler schpilet daas wo me imer na guet verschtaat: Di alte wänd e gueti partii mache und trucked ufs hüraate vo de junge, vor alem s Ziberlihogers wo scho e chli i de höger obe wooned und sälber käi gälde händ. Es glück as di schön tochter scho vor de hochzig nöd schüüch uusrüeft, si wöl doch käin sonen wüeschte maa. So taagets em Jakobli äntli, as er am änd söt e finers mätli hüüraate, wo besser zunem passt. Bis er s hërzig «taunerdöggeli», s taglöhnermätli, überchunt, händ mir zueschauer scho no es wiili müese bibere. Aber won er em Meyeli de chan es müntschi gèè isch s häppiänd perfekt und d mueter, ebe s Anne Bäbi Jowäger, cha sich äntli au dri schicke. De Gotthelf hät mit em Anne Bäbi Jowäger e gschicht verzelt wo 1843 truckt worde isch. De Sämi Faulk hät us em erschte band es theaterschtuck gmacht und so isch mit dere läietruppe s erschi maal es Gotthelfschtuck uf d Belper büni choo. Im hindergrund lauft de au no de uuftrag wo de Gotthelf hät müese erfüle: D Berner Sanitätskommission hät wele, as er gege d kuurpfuscher schribi und zäigi, as de tokter de richtig maa seig, wän äim würkli öppis fäali. D auge heilt dän de tokter, aber bis es au im hërzt schtimt, bruchts au na de pfaarer.

Richard Ehrensperger erzählt

## La chambre des ronfleurs – S Schnaarchlizimer Keeks mit Überraschige

Ein Hörbuch, besprochen von Gabriele Bruckmann

Erst mal sind wundervolle Töne zu hören – erkennbar von einem Instrument, aber von welchem? Sie erinnern mit ihren Aussetzern und dem unregelmässigen Rhythmus fatal an Schnarchgeräusche und wecken Erinnerungen. Wer je schon in Berghütten übernachtet hat, kennt die Geräusche – und die Problematik! Nach einer nächtlichen Ruhestörung von beträchtlichem Ausmass habe ich schon einen an sich netten Menschen angeherrscht: «Monsieur, vous êtes la terreur de la cabane!» Schnarcheln kann an sich ganz lustig anzuhören sein, wenn man wach und aufmerksam zuhört. Im «Schnaarchlizimer» von Richard Ehrensperger etwa ist es ein reiner, vielleicht ganz leicht schadenfreudiger Genuss. Das Zuhören entwickelt sich aber zum grossen Problem, wenn man selber müde ist und einzuschlafen versucht – und es einfach nicht gelingen will, bis einen die grosse Wut auf den Schläfer packt. Dass in Richard Ehrenspergers Geschichte das Schnarcheln ein Problem darstellt, ist leicht zu erraten, aber höchst amüsant anzuhören, was sich darum herum noch alles abspielt, und das ist nun nicht schon jedem Berggänger passiert.

Im «Keeks mit Überraschige» entwickelt sich etwas ganz Alltägliches, fast schon Banales, das wir alle selbst oder von Bekannten bereits kennen: Partnersuche mit E-Mail und Recherchieren im Internet. Dass aber die Sache immer neue Wendungen nimmt und von einem zum andern immer spannender wird – kommt das Happyend noch oder doch nicht? – ist der Fabulierlust des Autors zuzuschreiben. Dazu die immer präzise passende musikalische Untermalung durch die Harfe: ein Genüssli der besonderen Art. So gesehen könnte es immer weiter gehen. Aber dann kommt ja noch der versprochene «Keeks mit Überraschige» ins Spiel – mehr will ich nicht verraten. Hier also ein Hörbuch, das nur beim Hören voll zum Tragen kommt, mit einem gekonnten Zusammenspiel von Musik und Text. Wenn Sie etwas Heiteres hören wollen oder jemandem zum Aufheitern eine Freude machen wollen, greifen Sie zu.



**Hät äine sis Ross fäil vo Malters,  
en Rüntner, «infolge des Alters».  
Mer büütet em zwenig  
a Heler und Pfenig.  
Do säit dänn der Alti, dänn phalt er s.**

La chambre des ronfleurs – S Schnaarchlizimer [und] Keeks mit Überraschige. Richard Ehrensperger erzählt zwei seiner zürichdeutschen Geschichten. Musikalische Begleitung: Alex Suarez, Didgeridoo/ Veronika Ehrensperger, Harfe. Eine CD-Produktion der Lungenliga Zürich, 2005. Bezugsquelle und weitere Werkproben auf [www.richard-ehrensperger.ch](http://www.richard-ehrensperger.ch)

Heinrich Lüsy

# Bühlstraße

Kinderszenen

# Büelstraass

Chindeszeene



Die Bühlstraße ist der Schauplatz, auf dem der vierjährige Franz sich in seine Rolle unter Altersgenossen einübt. Von Beginn an hat er es schwer, denn sein «Franzosenbéret» und das ungeschlachte hölzerne Dreirad, das er mitbringt, stempeln ihn zum Außen-seiter. Dazu kommt, dass ihm nach der Geburt des Bruders von Seiten der Eltern nicht mehr dieselbe Aufmerksamkeit wie vorher zuteil wird. Eigentlich hätte Franz gerne eine Schwester gehabt.

Der Text steht in Winterthurer Mundart. Parallel dazu wird die hochsprachliche Übersetzung gegeben. Im Nachwort äußert der Autor Gedanken zu Gedächtnis und Erinnerung.

Wolfbach, CHF 34.–  
ISBN 978-3-952 3334-6-4

Heinz Bachmann  
Urs Hunziker  
Alfred Vogel

**IMMER AKTUELLER**

**Ist unsere Schule noch zeitgemäß und  
artgerecht?**

Ein etwas anderer Blick auf das Fundament  
unseres Bildungssystems  
Drei Winterthurer Autoren von unterschiedlichster  
Erfahrung (Schulpsychologe und Hochschuldozent;  
Kinderarzt und Direktor einer Kinderklinik; Lehrer  
an der Volksschule und Gründer einer Privatschule)  
führen zu einer grundsätzlichen Neuausrichtung der  
Schule.

**Pädagogik bei Sauerländer 2009**

**MIT EINEM INSERAT  
UNTERSTÜTZEN SIE UNSERE  
ZEITSCHRIFT - UND ERREICHEN  
GENAU DIE TAUSEND LESER, DIE  
SIE SICH WÜNSCHEN**

[www.zeitschriftschweizerdeutsch.ch/inserate](http://www.zeitschriftschweizerdeutsch.ch/inserate)



## DAS KREUZWORTRÄTSEL

### waagrecht

- 1 möchte ein Ort der Stille sein
- 4 Baumaterial einer jungen Welt
- 7 griechischer Buchstabe
- 9 Zeit(?)begriff
- 12 wohl der bekannteste Deutsche, \*1829
- 14 Vorname: der gute (kühne) Ratgeber
- 15 Ist mein Freund nun Franzos oder ein Yankee?
- 16 Vorname einer vielseitigen Deutschen, die eine reiche literarische Heide beackert, und dies publikumswirksam
- 18 deutsche Dichterin (Ina), 1885-1974, hochgeehrt, mit belasteter Vergangenheit
- 19 regiert die Welt und stinkt (angeblich) nicht
- 21 ein Vorgänger von Barack Obama (Abk.), wurde aber kaum in einem ... (gleichnamige Abk.) herumchauffiert
- 22 leicht duftende bzw. anrühliche Pflanze
- 23 gegen Ende des Tages oder der Tage möchte sie manch einer einfahren
- 25 ja, damals ...
- 26 zusammen mit 27 waagrecht ...
- 27 zusammen mit 26 waagrecht ein klingender Vorname

1		2		3		4	5	6	
<b>D</b>				7	8				
9	10		11		12				13
14							15		
16						17			
				18					
19			20		21				
22					23			24	
25					26			27	

		?	?		<b>T</b>		<b>B</b>		
--	--	---	---	--	----------	--	----------	--	--

**Lösungswort:** Grundlage der ganzen westlichen Literatur

### senkrecht

- |  |  |
|--|--|
| <ol style="list-style-type: none"> <li>1 ein hier kaum bekannter amerikanischer Rapper (Sebastian)</li> <li>2 Gegenstand im Haushalt, oft zu Anstoß Anlass gebend</li> <li>3 italienischer Artikel</li> <li>4 Literaturmuseum Uhwiesen (Abk.)</li> <li>5 altisländische Sammlung(en) von Liedern und Prosa</li> <li>6 Zweihuferweibchen, das gerne auf den Auseinandersetzungen der Orthographiker herumturnt</li> <li>8 Kann der nicht einmal zwei und zwei ...?</li> </ol> | <ol style="list-style-type: none"> <li>10 Rufname eines genialen Musikers, als er noch ein Wunderkind war</li> <li>11 die ersten drei Buchstaben der Garbo</li> <li>13 Model (Brigitte), Filmdiva (Rocky IV), Sängerin, will noch lange nicht 47 sein (und gleichnamig mit einer neugewählten Zürcher Stadträtin)</li> <li>17 dem Tohuwabohu nachgesagte Eigenschaft</li> <li>20 französische Göttin, mais ab-régée</li> <li>24 in Richtung auf ... (auf ein englisches Ziel)</li> </ol> |
|--|--|

### Des Rätsels Lösung 3/09

**waagrächt** 1 ZB (ZENTRALBIBLIOTHEK) 3 OBE 6 BILIHUNNG 10 FRAU 11 RD (RUTH DREIFUSS) 12 AARBERG 13 NER (NACHHER) 15 OCRU (?) 16 OGI 17 EH (EIFAMILIEHUUS) 18 BIS 19 IT(ALIE) 20 ERL(EDIGET) 21 COU 23 SR (STÄNDERAAAT) 24 SECHS 25 NIE

**sänkrächt** 1 ZBERNOBE 2 BIFDEG 3 OLGA 4 BINAETSCH 5 UNRECHT 7 UFBÖEJU (BEINWIL) 8 NARR 9 GUGUMERE 14 RIBLE 22 OS (OFFIZIERSSCHUEL) 32 SI

**Lösungswort:** BEIDI WEIDI

## ABONNEMENT

## SCHWEIZERDEUTSCH

Zeitschrift für Sprache in der deutschen Schweiz

SCHWEIZERDEUTSCH kann bezogen werden

- im Jahresabonnement (3 Hefte) für 27 Franken  
Bestellung bei Susanne Rufener, Hertigässli 49, 3800 Matten (Talon unten)  
Telefon 033 822 46 49 Mail: rufener.07@bluewin.ch
- als Mitglied eines Zweigvereins  
Diese Abonnemente sind im Mitgliederbeitrag der Zweigvereine inbegriffen.  
Kontaktadressen auf der Umschlagseite gegenüber.

Talon einsenden an Susanne Rufener, Hertigässli 49, 3800 Matten

## SCHWEIZERDEUTSCH

### BESTELLUNG

- Jahresabonnement für 27 Franken**
- Heft 2 / 2010 als weitere Probenummer**

NAME .....

ADRESSE .....

TELEFON .....

MAIL .....

DATUM .....

## ADRESSEN

### VEREIN SCHWEIZERDEUTSCH

Präsident: Alfred Vogel  
Postfach 111, 8460 Marthalen  
052 319 21 79  
av@alfredvogel.ch  
www.zeitschriftschweizerdeutsch.ch

### Bärndütsch-Verein

Präsident: Prof. Dr. Hans Ruef  
Lediweg 16, 3854 Oberried am Brienersee  
031 849 16 84  
www.baernduetsch-verein.ch

### Verein Schweizerdeutsch – Gruppe Zürich

Präsident: Dr. Heinz Gallmann  
General-Wille-Strasse 288  
8706 Meilen  
044 793 24 54  
hgallmann@quickmail.ch

### Verein Schweizerdeutsch – Gruppe Zugerland

Präsident: Dr. Beat Dittli  
Fuchsloch 10, 6317 Oberwil bei Zug  
041 710 32 47  
beat.dittli@bluwin.ch

### SPRACHSTELLE

Auskunft und Beratung zu allen die schweizerdeutschen Dialekte betreffenden Fragen erhalten Sie von unserer Sprachstelle:

Dr. Alfred und Renate Egli  
Untere Heslibachstrasse 1, 8700 Küsnacht ZH  
044 910 73 78  
alfred.egli.wildi@gmail.com  
Bitte geben Sie auch bei einer Anfrage per Mail Ihre vollständige Adresse an.

## VERANSTALTUNGEN

### BÄRNDÜTSCH-VEREIN

Mittwoch, 16. Juni 2010, abends in Bern

#### Hans Schmidiger

erzählt über die Erfahrungen mit seiner Petition «Berndeutsch in der Schule» und liest eigene Geschichten vor.

Samstag, 18. September nachmittags

#### Zu Besuch in Meikirch,

im intakten alten Bauerndorf mit umliegenden Wohnquartieren an der Südseite des Frienisbergs. Gemeinderat Peter Friedrich stellt uns die Geschichte des Dorfes vor und Ernst Oppliger, der bekannte Scheerschneider, zeigt uns seine Kunstwerke.

Mittwoch, 6. Oktober abends in Bern

#### «D Späckomelette, gruslegi Sage us de Alpe»

Ein Abend mit Christine Rothenbühler

Wissen Sie, weshalb eine Speckomelette fliegen muss, Rinder rote Augen haben und Spinnerinnen beten? Wenn nicht, verrät Ihnen Christine Rothenbühler, die Sagerin, mit viel berndütschem Charme und unheimlichem Schalk der Rätsel Lösungen. Und nicht nur dies: Wer gerne kocht, kommt umso mehr auf seine Kosten.

### VSD GRUPPE ZÜRICH

**Programm 2010/11** in Vorbereitung, aktueller Stand auf [www.spraach.ch](http://www.spraach.ch)

#### Zürichdeutschkurs

für Personen mit guten bis sehr guten Deutschkenntnissen, welche Schweizerdeutsch (besser) verstehen und auch selbst sprechen lernen möchten.

**Auskunft und Anmeldung:** [www.spraach.ch](http://www.spraach.ch) oder Dr. Alfred Egli, Küsnacht 044 910 73 78

**Lehrmittel:** Renate Egli-Wildi, Züritüütsch verstaa, Züritüütsch rede

**Veranstalter:** Verein Schweizerdeutsch, Gruppe Zürich

**IN DEN NÄCHSTEN NUMMERN**

**«Mundart-Plattform» auf DRS 1**

**Meteodialekt**

**Die Deutschen und das Schweizerdeutsche**

**Gertrud Burkhalter, Heligeland**

**Der Kleine Sprachatlas der Deutschen Schweiz (KSDS)**

**Mundartliteratur als Provokation**